

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Vanoptikum	347
Kunstschaffen und Kunstbesitz. Von Alfred Lichtward	355
Vom Teufel Vorhauer. Von Frieda Prellin von Pölow	363
Die Brüder. Von Hermann Heijermans	366
Selbstanzeligen. Von Harbi, Kocke, Zwieg	369
Der kleine Jacobssohn	370

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Seibelstraße 10.

1904.



Erstes Spezialgeschäft für Gaskronleuchter.

Multiplex

Internationale Gaszylinder-Gesellschaft
Berlin W. Leipzigerstrasse 111.
m. b. H.

Gasflüchlicht f. Verbindung m. elektr. Multiplex-Fernleitung bietet dieselbe Bequemlichkeit wie elektrisches Licht und kostet nur ein Zehntel.

Die Multiplex-Gesellschaft in Berlin sucht auf Auftrags gegen Ihre Vertreter an anderen Plätzen.

Die
***** Deutschen Bronzen *****

der

Aktiengesellschaft vormals Gladenbeck & Sohn

BERLIN-FRIEDRICHSHAGEN

:: :: sind auf allen Ausstellungen preisgekrönt. :: ::

PARIS 1900 „Grand Prix“

ST. LOUIS 1904 „Grand Prix“ und Goldene Medaille.

Ausstellung und Verkauf: **Leipziger Strasse 111.**

Echter Thorner Honigkuchen

Honigkuchenfabrik **Herrmann Thomas, Thorn**

Königl. Kaiserl. Hoflieferant.
Postkisten containen Inhalts im
Gewichte von 6-8 M.



„Ever Ready..“

Spring-Uhr

CHRONOS

Patente in allen Kulturstaaten.

Neueste garantiert richtig gehende

Uhr ohne Zeiger.

4 Uhr 57 zeigt die Uhr auf der Abbildung.

Aufziehen, Einstellen wie bei jeder Uhr.

No. 300 in Nickel oder Messing **Mk. 25,-**

Electrical Specialty Co., Berlin W., Leipzigerstr. 113.

III. Preis. *Z* kostenlos.



Anzeigen-
annahme für „Die Zukunft“ durch den Verlag der Zukunft Berlin, Friedrichstrasse 10
sowie durch sämtliche Anzeigen-Expeditoren.



Berlin, den 10. Dezember 1904.

Panoptikum.

Marquis Gaston Alexandre Auguste de Gallifet, der vierundsiebenzigjährige Chasseur d'Afrique, muß ein paar fidele Novembertage verlebt haben. Vor vier Jahren sah ich ihn im pariser Kriegsministerium, durch das damals noch die Gespenster der Dreyfußlegende spukten. Klein, aber straff; ein Kavalleristenkopf und die soignirten Händchen eines Damenlieblings. Diese weiße Hand hat den communards das Todesurtheil geschrieben und manche schlanke Hüfte gekost. Der letzte General des Kaiserreiches; auf Schlachtfeldern und in Schlafzimmern ein lustiger Sieger. Bayard à l'oreille fendue und homme à femmes; Kriegstromantik und Galanterie, ein Duft von fernen Ländern (Mexiko, El Golea) und Boudoirwohlgerüche gemischt. Unsere keusche Jugend kennt diesen Greisentypus nicht. Im Gespräch gab er sich dem Besucher als derben Troupier. Jeder Zoll der alte Soldat, der nur sein Handwerk versteht, sich im politischen Getriebe unbehaglich fühlt und froh wäre, wenn ihm Einer von der Galeere hülfte. Daß er sich ins Ministerium schleppen ließ, war ein Patriotenopfer. (Wer fand je einen Minister, der anders sprach?) Die munteren Augen begleiteten solche Rede mit verrätherischen Kommentaren und in den Mundwinkeln zuckte es wunderbarlich. „Heute will mich ein Sitzkopf interpelliren. Vielleicht falle ich über Bord. Das wäre ein Glück für mich. Aber die Leute würdend bereuen. On leur donnera André.“ Nein: dieser Mann, der so klar die Ursachen des Unglücks von 1870 erkannte, dem über die neusten Sprünge deutscher Politik sogar sehr geschwehte Sentenzen entschlüpfen, sehnte sich nicht nach Ruhe. Der liebte die Macht und schied so ungern von ihr wie alle Minister, die täglich von ihrem Ruhebedürfnis reden. Doch mußte es sein.

Zwischen Waldeck und Millerand gings nicht mehr lange; seine Freunde hatten nie begriffen, wie er in diese Gesellschaft gerathen war. Der Marquis suchte und fand einen guten Abgang. *On vous donnera André.* Die Reiternase hatte den Feind gerochen. General André kam; und schien nicht wieder gehen zu wollen. Priesterfeind und Demokrat; von den Sozialisten gehätschelt, von den Offizieren verachtet; in seinem dicken Fell zäh und beharrlich. Jetzt erst, nach vier langen Jahren, hat Gallifet die Freude erlebt, ihm den Genicksfang geben zu dürfen. Ich kann mir vorstellen, mit welcher Wonne der kokette Herzensbrecher der Aufforderung des Kriegsgerichtes folgte, als Zeuge im Prozeß Dautriche auszusagen, der endlich das zur Revision des Prozeßes Dreyfus nöthige *fait nouveau* schaffen sollte. Vier Generalstabsoffiziere trügerischer Handlungen angeklagt. Mit all seiner Berve, mit Brusttönen und Sarkasmen zeugte Gallifet für die Beschuldigten. Das funkelte, stob und prasselte nur so. Der Kriegsminister mußte die Anklage fallen lassen und war durch diesen Irrthum böß blamirt. Um die selbe Zeit kam, gewiß nicht ohne Mitwirkung des schlauen Marquis, heraus, daß André von der Freimaurerloge Auskunft über die politische Gesinnung, den außerdienstlichen Wandel der Offiziere erbeten, erhalten und danach das *Avancement* geregelt hatte. Fromme Katholiken, die über die Herrschaft der Freimaurer stöhnten, waren Jahre lang ausgelacht worden; nun zeigte sich, daß der Grand-Orient den Heerführern das *Konduitezeugniß* schrieb. Die Enthüllung so unwürdiger Spionirerei hätte ein Stärkerer nicht überlebt. General André wurde in der Kammer geohrfeigt und mußte, trotz dieser rohen That, schnell vom Schauplatz abtreten. Verachtung kann nur Einer tragen, der nicht verächtlich ist. Wir hätten den Mann gern noch länger am Werk hastiger Desorganisation gesehen. Kein französischer Kriegsminister war je deutschen Blicken so wohlgefällig. Sein Nachfolger ähnelt ihm hoffentlich; der Börsenmakler Berteaux, ein radikaler Halbsozialist, der vor zwei Jahren in einer Kammerrede den Landpfarrern nachsagte, sie überfüllten die Wähler mit Wein und führten sie dann in die Kirche, *dans un état tel qu'ils se sont mis à vomir dans toute l'église et notamment dans le bénitier, si bien que les bonnes dévotes, qui sont venues tremper leurs doigts dans ce mélange, ont cru qu'un nouveau miracle s'était accompli et qu'on avait changé l'eau en vin.* Nach solcher Rede kann man in Frankreich Kriegsminister werden; auch wenn man, wie der Boulevardwisj höhnt, sein Leben lang weniger *courage* gezeigt als *courtage* empfangen hat. Die Grundmauern der Kirche müssen im Lande Ludwigs des Heiligen schon recht morsch geworden sein; sonst würde es an der

Spitze seiner zärtlich geliebten Aimee nicht Männer dulden, deren einziger Rechtsanspruch auf diesen Posten in unerfättlichem Priesterhah besteht.]

*

Im Januar 1900 hatte ich einen Sturm im Palais Bourbon erlebt. Waldeck-Rouffeu wurde umheult, Millerand von den Genossen, die ihn seitdem längst als elenden Bourgeois verfluchten, umjauht; so wußt war der Lärm, daß der Abgeordnete Clovis Hugues dem geschniiegelten Präsidenten Deschanel zurief, er möge seiner Menagerie Ruhe gebieten. Hier, dachte ich, haben die Minister es wirklich schwer; jeden Augenblick müssen sie auf den ärgsten Hohn, die leidenschaftlichste Widerrede gefaßt sein. Ich kannte den wiener Reichsrath noch nicht. Im November 1904 lernte ich ihn kennen; an den Tagen, wo über den innsbrucker Konflikt geredet wurde. Mehr geschrien als geredet. Die pariser Stimmung war dagegen mild. „Ihnen glauben wir kein Wort!“ „Benehmen Sie sich anständig!“ „Ihre Verfügungen organisiren den Totschlag!“ „Frechheit!“ „Der spricht nie ein wahres Wort!“ „All Ihre Statthalter sind Mörder!“ Das waren noch nicht die schlimmsten Zwischenrufe, die der Ministerpräsident hören mußte. Und ruhig, ohne sich zu regen, hörte. In Paris hätte solche Sitzung zu zehn, zwanzig Duellen Anlaß gegeben. So wills dort die Sitte, deren Gebot selbst der Sozialdemokrat Jean Jaurès sich nicht entziehen kann. Zweimaliger Kugelwechsel. Der gebildete Mensch hütet sich, den Gegner auch nur zu streifen. Niemand wird verletzt, doch die Ehre ist reparirt; von Konvenienz wegen. In Oesterreich sind Zweikämpfe zwischen Politikern selten. Herr Ernst von Koerber mußte während der Parlamentszeit täglich mindestens fünfzig Kugeln aus dem Lauf schicken, wenn er jeden Beleidiger vor die Waffe fordern wollte. Er hat ein anderes Mittel. Ruhig, als hörte und sähe er nichts Ungewöhnliches, steht er im Sturm, nimmt jeden Schimpf regunglos hin und wartet mit Engelsgeduld, bis der Defan ausgerast hat. Keine leichte Leistung für einen offenbar nervösen, abgearbeiteten Menschen. Einmal nur fährt er wild auf; als der dicht neben ihm sitzende Abgeordnete Wolf ihm Kränkung ins Gesicht schreit, droht er: „Wagen Sie sich nur an mich! Wagen Sie es nur!“ So zuversichtlich klingts, als wisse der Drohende ganz genau, wie dieser Wilde zu bändigen ist. Sonst aber bleibt er still; wahrt den Schein der Gelassenheit. Ein vornehmer Herr, den die Amtspflicht leider in schlechte Gesellschaft zwingt und der die Hoffnung aufgegeben hat, den Ton dieser Leute bessern zu können. Wienerische Eleganz leisester Sorte. Nicht so grazios wie der alte Gallisset, doch viel ernsthafter. Ein Arbeiter, kein Blender. Die Stimme ist spröde und trägt nicht weit; aber Alles, was der Minister

sagt, ist verständig, reiflich erwogen und nur von dem Pflichteifer bestimmt, dem Staatsinteresse nach bestem Wissen zu dienen. Auch im Privatgespräch macht Herr von Koerber den Eindruck eines gründlich gebildeten, sehr klugen, ungemein kultivirten Mannes. Sehnt auch er sich nach Ruhe? Die rechte Seufzer deuten es an. Ein Junggefelle, der mit seiner Mutter zusammenlebt und keine großen Bedürfnisse hat. Statt sich in Hansens schönem Haus schimpfen zu lassen, könnte er zwischen guten Büchern sitzen, reisen, sich der Ringstraßenpracht freuen. Was hält ihn im Joch? Amor sati? Patriotisches Pflichtgefühl? Wille zur Macht? Trotz dem Seufzer glaube ich nicht, daß er gern gehen würde.

Noch weniger freilich, daß sich für das schwierige Amt ein Besserer fände. Am Hof, im Bereich altspanischer Sitte, hätte ein Hochadeliger wohl leichteres Spiel als der nicht durch Geburt, nur durch die Noth am Mann in die Höhe gehobene Beamte, der mit all seiner Tüchtigkeit den Schwarzenbergs, Lichtensteins, Windisch-Grätz nicht imponirt und mancher Hoheit stets nur die arme Bureaukratie überseele bleibt. Unterfürstenthäten gedeihen selten aber starke Verwaltungtalente; und ein empfindlicher Grande hielt es in diesem unwahrscheinlichen Parlament nicht lange aus. Herr von Koerber ärgert die Grobiane durch seine unbeirrbar Ruhe, seine „leidenschaftlose Beharrlichkeit“, die Politur seiner Umgangsformen; doch wenn er sich reizen ließe, wäre es vollends um ihn geschehen. Wir scheint er, der vielleicht noch mehr Diplomat als Staatsmann ist und gewiß ein sehr brauchbarer Botschafter geworden wäre, der rechte Mann für Oesterreichs Uebergangszeit. Die ist's. Wer diese Monarchie schon im Sterben wähnt, wird Enttäuschung erfahren. Als ein Sozialdemokrat neulich in einer Rede, deren Schroffheit unseren sanften Reichstag zum Wuthgeheul aufgepeitscht hätte, das Haus Habsburg schalt, fiel ihm Keiner ins Wort; und als der Ministerpräsident sich am nächsten Tage zur Abwehr erhob, waren die Deutschen fast sämmtlich dem Sitzungsaal fern geblieben und Herr von Koerber mußte sich mit dem Beifall der Polen, einzelner Feudalherren und Christlich-Sozialen begnügen. „Den Radehky-Marsch haben wir satt,“ hieß es in der Wandelhalle. Das sind schlimme Symptome. Ans Sterben geht's trotzdem noch lange nicht. Deutsche, Slaven, Welsche messen einander mißtrauischen Blickes, träumen heute von Expansionen und Erobererzügen und glauben morgen ihr Leben gefährdet; sie sind an die von der Zeit gewirkten Veränderungen ihres Besitzstandes noch nicht gewöhnt und deshalb immer „beunruhigt“; über ihre Entwicklungsmöglichkeiten, über Umfang und Grenzen ihrer Kraft nicht klar genug, um sich, wie Herr von Koerber ihnen rath, noch in Zähnriß mit dem Urwienenerwort zu trösten: „Wir san mir.“ Ein starker Stamm ist durch Gesehes-

paragraphen und Statthaltereiverordnungen nicht zu entwurzeln, ein schwacher nicht mit frischem Lebenssaft zu versehen. Auch Volkheiten bleibt die Pflicht nicht erspart, sich selbst ihr Schicksal zu schmieden. Ich zweifle, ob selbst ein Bismarck jezt Oesterreich helfen könnte, ob er, um den Wiskessel nicht überkochen zu lassen, sich nicht am Ende mit Taaffes Rezept beschiede: Fortwurschteln, bis die Stunde zum Handeln geschlagen hat. Koerber thuts meist mit klugem Takt; und daß er manchmal mehr versprechen muß, als er halten kann, ist die Folge der heiklen Situation, nicht eines unzuverlässigen Charakters. Seine oft wiederholte Mahnung, dem nationalen Streit nicht die nationale Wirthschaft zu opfern, hat nicht genügt. Die Sozialdemokratie hateinstweilen wenig Aussicht auf Erfolg und wäre, auch wenn das Wahlrecht nach bismärkischem Muster erweitert würde, noch lange nicht mächtig genug, um die hadernden Bourgeoisien der Deutschen und Tschechen zur Verständigung gegen einen gemeinsamen Feind zu zwingen. Doch die Verständigung naht. Im Leben der Staaten sind Jahrzehnte nicht mehr als im Dasein der Individuen ein Wintertag. Zwei kräftige Völker werden nicht ewig über die Gerichtssprache des inneren Behördenverkehrs und ähnliche Quisquilien streiten. Sie müssen bald merken, daß sie Wichtigeres zu thun haben. Nicht im brandrothen Rebellenkleid bedroht sie der Feind. Seine Farben sind Roth-Weiß-Grün. Der Magyar ist gefährlicher als der Tscheche. An Ungarns, nicht an Böhmens Himmel leuchten dem Habsburgerreich des Schicksals Sterne.

Ungarn will los von Oesterreich, will höchstens noch die Personalunion, aber nicht länger die „gemeinsamen Angelegenheiten“. Und es ist, weil die Magyaren und Pseudomagyaren alle anderen Nationalitäten aufgesaugt oder geknechtet haben, durch Einheit des Willens jezt stärker als das polygene Konglomerat der im wiener Reichsrath vertretenen „Königreiche und Länder“. Darüber darf uns das schrill herübertönde Echo der Parlamentskandale nicht täuschen. Ob die rücksichtslose Brutalität des Grafen Stefan Tisza, der Koloman echtbürtiger Sohn und jedenfalls eine verwegene Herrschernatur, ein ganzer Kerl ist, den Sieg erringt, ob Tiszas Nachfolger Bekerele oder Szell, Andrássy oder Apponyi heißt: das Land will seinen Willen und wird ihn, früh oder spät, durchzusetzen versuchen. Das ist das eigentliche, letzte Ziel der Obstruktion, die von der liberalen Mehrheit nun, wie in England einst unter Gladstone, dem Freisten der Freien, durch die clöture unmöglich gemacht werden soll. Eine Lebensfrage des Parlamentes — soll die legal gewählte Mehrheit oder tyrannische Willkür der Minderheit herrschen? —, doch eine Episode nur in der Volksgeschichte. Das Auge, das durch die Oberfläche dringt, merkt,

daß hier um Höheres gekämpft wird als um das Recht, den Reichstag zu obstruiren: daß der Kampf über das Tempo der Trennung von Wien entscheiden soll. Magyarenhochmuth waffnet sich gegen Oesterreich. Und in Oesterreichs Lager raufen die Führer, die Mannschaften und Troßknechte Tag und Nacht.

In dieses Reich politischer Disparitäten ward unser Graf Posadowsky entsandt, auf daß er einen Handelsvertrag schließe. Ein vortrefflicher Mann, der ernsteste, gründlichste, den wir zu versenden haben; und für solche Mission doch so ziemlich der ungeeignetste. Wäre ein Rechner nöthig gewesen, wir hätten sichereinen Länger geschickt; nun forderte das Amt einen leichtblütigen Länger: und ein Schreibischrechner, ein homme de chiffres (wie Witte ihn genannt haben soll) wurde erwählt. Kein Ueberchen von einem Diplomaten. Für Wien nicht viel passender als unser angestammter Arthur Stadthagen für Peterhof. Bei seinem langen Bart fehlt ihm die rechte Lebensart (nur die österreichischen Stile natürlich; denn er gilt in der Heimath Kollers und Möllers als ein feiner, artiger Herr). Wiener Grafen tragen nicht so lange Bärte, so ostelbische Röcke. Erste Folge: der gewissenhafte Sozialpolitiker, der bei uns fortdial Poso genannt wird, wurde drüben als Doppelgänger des unseligen Grafen Traft bespöttelt. Das war noch kein Unglück. Aber der kantige, schwerfällige Norddeutsche fand sich in der wärmeren Kulturzone, im Walzertakt gar nicht zurecht. Kannte weder das Geistesklima noch die Persönlichkeiten, auf die es ankam. Statt in einem Ringstraßenhotel abzustiegen, zog er in die innere Stadt; weils billiger ist? Nichts Weltmännisches. Keine leichte Hand. Kaum je ein Lächeln auf dem zerarbeiteten Gesicht. Unkundig diplomatischer List. Den Handelsvertrag, den wir in Rorderney mit Rußland geschlossen haben, kennen die Leute hier nicht, dachte er; und von mir sollen sie nichts darüber erfahren. Als ob man aus Peteröburg für ein paar Goldrollen nicht noch ganz andere Geheimnisse beziehen könnte. . . Anfangsganz aufgekнопft und für jeden Interviewer so stink zu haben, daß die Herren am Ballplatz und im Handelsministerium schon unruhig wurden und flüsterten: „Der wirtschaftet noch schlauer mit der Presse als wir.“ Dann, als Graf Liza sich schwierig zeigte, jäher Stimmungswechsel. Hypernervös, reizbar und heftig. In den Redaktionen wurden die merkwürdigsten Aeußerungen erzählt. Da war das Verhalten einer Zeitung unanständig genannt, einer anderen vorgeworfen worden, daß sie dem hohen Reisenden „regelmäßig das Konzept verderbe“. Ergebnis des Irrglaubens, daß die Wiener sich wie die Berliner Presse behandeln lasse. Auch Epigramme über Oesterreich wurden herumgetragen. Und schließ-

lich in Hast die Koffer gepackt. Kein Würdenträger kam zum Abschied auf den Bahnhof. Die letzten Unterredungen sollen nicht sehr erquicklich gewesen sein. Der arme Graf hatte mit der Sicherheit des Erfolges die Ruhe verloren.

Manche berliner Excellenz reibt die Hände und gönnt dem unbequem Ernsthaften die Schlappe. Da aber Alles gelernt sein will, auch die Diplomatie, dürfen wir vielleicht fragen, warum gerade Graf Posadowsky, der in Posen Landeshauptmann war und als Staatssekretär mit den Angelegenheiten des inneren Reichsdienstes beschäftigt ist, mit dieser Mission betraut werden mußte. Daß unser Botschafter am wiener Hof, als Kavallerist und Generaladjutant, für handelspolitische Transaktionen nicht taugt, ist kein zureichender Grund. Mußte es überhaupt ein Minister sein? Etwa, weil Witte selbst an die Nordsee gekommen war? Sergej Juljewitsch kam nicht als Finanzminister (hätte als Finanzminister den Vertrag gar nicht unterzeichnet), sondern auf speziellen Wunsch seines Kaisers, der den Vertragsabschluss als besondere Gefälligkeit von ihm erbeten hatte. Witte wußte genau, daß er den fertigen Vertrag heimbringen würde; keinen Rußland sehr günstigen, doch einen, der seinem Herrn, rebus sic stantibus, genügte. Wo solche Gewißheit fehlt, empfiehlt es sich, höchstens einen Botschafter, nicht einen Minister der Möglichkeit einer Blamage auszusetzen. Wenn man sie ihm nicht wünscht.

Keine Angst übrigens! Der Handelsvertrag mit Oesterreich ist so gut wie sicher. In beiden Reichen war man von vorn herein entschlossen, die Schwierigkeit der Verhandlung künstlich zu übertreiben und eine kurze Widerspenstigenkomoedie nicht zu scheuen. Sonst, dachte man, schelten haben und drüben die Agrarier: Ihr habt nicht laut genug auf den Tisch gehauen. Jetzt hat persönliche Verbitterung die Situation ein Bißchen erschwert. Doch Alles kommt in schönste Ordnung. Spätestens, wenn der alte Vertrag gekündigt und den Wangenheimern bewiesen ist, daß der Muth zum Aeußersten nicht gefehlt hat.

*

Zu Haus ist Alles schon in schönster Ordnung. Der lippische Thronstreit durch Schiedsvertrag dem Reichsgericht zugewiesen; der Marmorfrüh von den Bankesgnädig recipirt; der Roland des Meisters Leoncavallo in Sicht. („Finden Sie auch, daß es ein Fehler war, den Stoff von einem Italiener komponiren zu lassen?“ So fragte der Kaiser neulich einen Operndirigenten; und fügte hinzu: „Wem sollte ich ihn denn geben, da Wagner und Resler doch tot sind?“) Die erste Etatsberathung verlief im Reichstag noch friedlicher als sonst. Herr Bebel hatte einen schlechten, Graf Bülow einen guten Tag. Der Sitzungsbericht verzeichnet dem Kanzler mindestens zwei Dugend Heiterkeiten.

Und seine Rede war dennoch vernünftig, nüchtern, fast von allem Phrasenstudium frei. Nur über die unwirksamen Schmalmeientöne, die er den Briten blies, wird noch Einiges zu sagen sein. Im preussischen Landtag geht's noch gemüthlicher zu. Die Mehrheit apportirt, was verlangt wird; im Nu sogar die Hibernia-Vorlage. Die Kommission hat sie schon angenommen; das Plenum folgt sogleich. Wer ließe sich ein so einträgliches Geschäft auch entgehen? Preußen zahlt für 27 Millionen Aktien 70 Millionen Mark und erhält dafür kein einziges Recht, keinen Sitz in der Verwaltung, keine Kontrollbefugniß. An Verstaatlichung ist nicht zu denken, denn die Mehrheit ist auf Jahre hinaus festgelegt, und dem Minister bleibt nur die hehre Pflicht, mit dem theuer erkauften Staatsaktienposten den Kurs auf der wünschenswerthen Höhe zu halten. Bei der Reichsbank zahlt das profanum vulgus und die Regierung herrscht unumschränkt; bei der Hibernia liefert die Regierung eine Minoritätbetheiligung von 70 Millionen und die Privatverwaltung macht, was sie will. Ein Riesenerfolg Theodors des Großen, der noch immer nicht verstanden hat, daß es sich längst nicht mehr um die Hibernia handelt, sondern um einen Posten unklug gekaufter Bergwerksaktien, noch immer nicht begreift, daß die Gesellschaft ihr bedrohtes Leben zu vertheidigen wagt, noch immer die Leitung der Dresdener Bank rühmt, die ihm zuerst die qualifizierte, dann die einfache Mehrheit verhielt, beide Versprechen nicht hielt und dafür Ersatz eines Theiles der muthwillig heraufbeschworenen Prozeßkosten und außerdem fast anderthalb Millionen an Provision bekommt. Von Preußen, nicht von Möller & Co. Kein verständiger Mensch hätte geglaubt, daß der Landtag diese zwecklose Vorlage annehmen werde. Doch; einer: der verstorbene Herr Tertullian, der wohl für ähnliche Fälle das Wort geprägt hat: *Credibile, quia ineptum est*. Kein Abgeordneter zweifelt, daß es gescheiter wäre, die drei Gewaltigen auf ihrem Aktienstoß sitzen zu lassen. Aber: „Wir können der Regierung in dieser Sache keine Schwierigkeiten machen.“ Amen. Verstaatlichung? Wer spricht noch davon? Der Minister will ja nur, „Gewehr bei Fuß, abwarten, bis die Gemüther sich beruhigt haben.“ (Thomas Theodor sollte uns den Namensvetter mit der Geduldflinte zeichnen). Will einstweilen auch gar nicht ins Kohlsyndikat. Will nur die Aktien kaufen, damit nicht Andere der hohen Ehre theilhaftig werden, fünf Jahre mindestens in hilfloser Minorität zu schmachten. Und die würdigen Vertreter des Preußenvolkes stimmen begeistert zu. . . Cook oder Stangen sollten Winterreisen arrangiren, um der Menagerie Bourbon, den budapester Wütherichen und wiener Schreihälzen zu zeigen, wo der wahre Parlamentarismus blüht.



Kunstschaffen und Kunstbesitz.^{*)}

Ob es möglich ist, Kunstwerke hervorzubringen, hängt nicht in erster Linie vom Vorhandensein künstlerischer Begabungen ab. Gäben diese den Ausschlag, so müßten überall, wo Menschen aus schöpferisch veranlagter Klasse wohnen, zu jeder Zeit Kunstwerke entstehen können. Daß Dies nicht der Fall ist, lehrt ein Blick über Länder und Zeiten. Es giebt weite Gebiete, in denen Millionen Menschen aus edelster Klasse haufen und wo doch kein Bild, keine Statue, kein Gedicht, keine Partitur wächst. Im engern Vaterland haben wir Punkte wie Berlin, München, Düsseldorf mit fieberhafter Production, daneben große und reiche Städte und weite, gesegnete Landstrecken ohne jegliche Kunst. Und jenseit unserer Grenzen giebt es ungeheure Länder, von unserer Klasse bewohnt und doch völlig ohne Kunstschaffen.

Das selbe Schauspiel bietet ein Blick über die wechselnden Zeiten. Es giebt Zeitalter, in denen ein Hochwald den Boden deckt, der kurz vorher und bald nachher kahl und öde daliegt oder nur von Heide und Gestrüpp verhüllt. Um 1510 hatten wir in Deutschland Maler und Bildhauer höchster Macht; dreißig Jahre später gab es deutsche Kunst in ihrem Sinne nicht mehr.

Die Ursachen dieser Erscheinung lassen sich zum Theil nachweisen. Daß es in Sibirien noch keine Entwicklung der künstlerischen Talente geben kann, ist leicht einzusehen. Wird dort ein Mensch mit gewaltiger Lebensenergie geboren, so findet er auf dem neuen Boden ein so unermeßliches Gebiet der Betätigung im praktischen Leben und so wenig Bedürfnis für die Aeußerungen künstlerischen Vermögens, daß seine Kraft sich den nächstliegenden Ausgaben zuwenden muß; er wird Kaufmann, Bergbauer, Ingenieur. Für Kunst giebt es noch keine Möglichkeit. Schwieriger ist es, die Ursachen zu bezeichnen, weshalb in einem Volk, das große Kunst schon hervorgebracht hat, der Schaffenstrieb einschlafen kann. Man möchte an die Erfahrungen des Landwirthes denken, der auf dem selben Acker nicht auf die Dauer die selbe Frucht ziehen kann.

Wie viele reiche deutsche Städte leben noch unter dem Geßel von Sibirien?

Es scheint, als ob die Physiologen Recht haben, die das Vorhandensein einer besonderen Art der Begabung leugnen und als angeboren nur die Schöpferkraft ansehen, die in einem Zeitalter Bildende Kunst, in einem andern Wissenschaft, in einem dritten Politik hervorbringt oder Krieg, Handel oder Industrie organisiert. Wohin die angeborene Kraft sich wendet, wird danach von den äußeren Umständen bedingt. Daß es so mit der Bildenden Kunst bestellt ist, unterliegt wohl keinem Zweifel.

Ob Kunstwerke möglich sind und begehrt werden und wer sie begehrt, wird vom Zustande der Gesellschaft bestimmt.

*) Aus dem Manuscript des Jahrbuches der Hamburgischen Kunstfreunde.

Ein Jägervolk, ein Hirtenvolk, ein Volk von Ackerbauern haben für Kunst keinen Bedarf. Sie entsteht erst in der Stadt. Ihre Voraussetzung ist die Entwicklung des Handwerkes und die Theilung der Arbeit. Der Jäger, der Hirt, der Bauer können künstlerische Anlagen wohl als Dilettanten ausüben, aber nicht entwickeln. Dazu bedarf es der geistigen Reibung in der Enge des städtischen Lebens. Es giebt nur städtische Kunst, selbst heute noch.

Im städtischen Gemeinwesen war der erste Besizer und Pfleger der Kunst der Priester, der dem Heiligthum vorstand. Er blieb lange auf diesem Platz, nachdem neben ihm andere Mächte aufgestanden und vergangen waren, in Europa bis zur französischen Revolution. Bis zu diesem Zeitpunkt war die Kirche die Hüterin aller lebenden Kunst. Sie baute ihre Kirchen in dem Baustil, der der neuste war. Die modernsten Bildhauer meißelten ihre Gottes- und Heiligengestalten, der Maler der neusten Richtung malte ihre Decken und Wände und stellte seine frischesten Bilder auf ihre Altäre. Die Entwicklung der Kunst vollzog sich am und im Heiligthum.

Es ist ein seltsames und nachdenkliches Zeichen, daß seit der französischen Revolution die Kirche begonnen hat, sich von der lebenden Kunst zurückzuziehen. Sie will die Künstler nicht mehr voranzühren, sondern bemüht sich, sie in alte Zeiten zurückzuleiten. Sie baut ihre Heiligthümer im romanischen oder gothischen Stil. Sie läßt die Wände und Altäre in der Formen- und Farbensprache einer längst vergangenen Zeit ausmalen und der Bildhauer, der für sie schafft, muß sich bemühen, die Modellirung und die Faltengebung mittelalterlicher Vorfahren nachzuahmen. Für die lebendige Kunst zählt die Kirche heute nicht mehr. Sie ist ihr vielmehr feindlich geworden, weil sie von den Architekten, Malern und Bildhauern, die ihr dienen, den Archaismus fordert.

Das ist für diese Künstler ein ungeheures Hemmiß; denn die seelische Unfreiheit, in der sie schaffen, lähmt ihre Kraft und macht sie, wie jede Nachahmung, im tiefsten Grunde unfruchtbar. Zahllose künstlerische Kräfte wurden und werden heute noch für das Bedürfniß der Kirche in der Formensprache vergangener Epochen erzogen. Von der eigentlich großen Kunst des neunzehnten Jahrhunderts ist dagegen im Dienst der Kirche überaus wenig entstanden und von den höchsten Kunstwerken des neunzehnten Jahrhunderts besitzt die Kirche fast nichts.

Unserer Kunst ging eins der werthvollsten Gebiete verloren, als sie aus dem Heiligthum weichen mußte. Die meisten und die bedeutendsten Kunstwerke des Mittelalters und der Renaissancezeit sind im Dienste der Religion entstanden. Die von der Kirche getragene Kunst besaß Eigenschaften, die später, unter der Herrschaft anderer Mächte, verloren gingen.

Vom zwölften Jahrhundert ab erhob sich als Schützer der Kunst und als Besizer von Kunstwerken neben dem Priester der Fürst und theilte diese

Rolle mit ihm, von einer kurzen Unterbrechung abgesehen, bis zur französischen Revolution. Zuweilen vereinigten sich Beide in einer Person, so bei den Päpsten in Rom und bei den geistlichen Kurfürsten und den reichsunmittelbaren deutschen Fürstbischöfen in Bamberg, Würzburg, Mainz, Trier, Köln, Münster, deren Residenzen kleine Rome wurden.

Auch der Fürst verlangte ein Höchstes an Leistung. Aber die Kunst, die in der Kirche die Thaten Gottes und der Heiligen zu schildern gehabt hatte, war im Palast angewiesen, das Wesen des Fürsten auszudrücken. Diese fürstliche Kunst begann vom sechzehnten Jahrhundert an, die Führung zu übernehmen. Im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert hat sie dann die religiöse Kunst in ihren Bann gezogen. Die Kunst, die von der Kirche gepflegt wurde, nahm höfische Formen an. Fürst und Adel sammelten obendrein im größten Stil. Fast alle bedeutenden Tafelbilder der Meister des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts sind einmal in fürstlichem Besitze gewesen. Die großen Staatsgalerien Europas bilden den letzten Niederschlag davon. Was der Fürst für seine Galerie suchte, war Qualität. Im Uebrigen erwies er sich als völlig vorurtheilsfrei. Er nahm, wenn die eine Bedingung erfüllt war, in seine Sammlung auf, was es irgendwo in der Welt Gutes gegeben hatte, die Heiligenmalerei der Italiener so gut wie die Bauernmalerei der Holländer. Davin war das Beispiel Ludwigs des Vierzehnten, der verächtlich von den magots gesprochen hatte, nicht maßgebend geworden.

In Deutschland war mit dem vierzehnten Jahrhundert ein dritter Stand auf kurze Zeit zur Vormacht gelangt: das Bürgerthum. Am Anfang des sechzehnten war es in Deutschland, im siebenzehnten in Holland der Träger der Kunst. Vom Bürgerthum des neunzehnten Jahrhunderts unterscheidet es sich durch aristokratische Gesinnung.

Für die Kunst brach mit dem bürgerlichen Zeitalter ein neuer Lebensabschnitt an. Zunächst änderten sich die wirtschaftlichen Verhältnisse der Künstler. Der Bürger hatte nicht das Bedürfnis, Originale zu besitzen, wie die Kirche oder der Fürst. Er hatte keine Paläste zu schmücken, selten einmal ein Rathhaus; und in protestantischen Ländern, dem eigentlichen Sitz des Bürgerthumes, fiel der Schmuck der Kirchen weg. In Deutschland waren deshalb schon im fünfzehnten Jahrhundert die Künstler gezwungen, nach Techniken zu suchen die ihre Kunst in die Häuser brachten. Fast um die selbe Stunde wurden der Holzschnitt, der Kupferstich und der Buchdruck von Deutschen erfunden oder entwickelt. Nun erst, vom Standpunkt der bürgerlichen Kunst aus, läßt sich deutlich erkennen, was unter jedem ihrer Hauptpatrone von der Kunst an Leistungen gefordert war, unter welchen äußeren Bedingungen sie geschaffen wurden und zu welchem Zweck.

Unter dem Priester hatte sie das Heiligthum zu erbauen und zu schmücken.

Die Malerei hatte es nur mit den höchsten Dingen zu thun. Was sie gestaltete, hatte in der Phantasie des ganzen Volkes schon gelebt als Heilsgeschichte, als Legende, als Mythos. Sie redete nicht von unbekanntem, sondern von lauter bekannten Dingen, brauchte nach keinem Stoff zu suchen, sondern nur die Form zu finden oder vielmehr abzuwandeln. Alle Leidenschaften hatte sie auszudrücken, wie sie in den Legenden vorkommen, unendliche Geschichten hatte sie zu erzählen; und die Menschen mußte sie so schön bilden, wie sie es vermochte, denn sie standen vor der Seele des Volkes wie der Königssohn und die Königstochter des Märchens.

Der Künstler wußte, wenn er für das Heiligthum arbeitete, genau, wohin sein Werk kommen sollte. Er erdachte es für die Form, Größe und Beleuchtung der Wand, für die er es malte, er kannte und studirte sorgfältig den Platz, den sein Altarbild schmücken sollte. Die Kunst war nach modernen Begriffen äußerlich ganz unfrei. Der Stoff wurde dem Künstler gegeben, der Raum genau zugemessen, der Typus war überliefert.

Das blieb in den äußeren Grundlagen unter den Fürsten unverändert. Der Raum war gegeben, der Stoff wurde vorgeschrieben. Aber der Künstler war noch gebundener. Die biblischen Stoffe und Legenden hatte er in sich getragen, so lange er denken konnte; sie gehörten ihm zu eigen wie allen Volksgenossen. Dagegen mußte er die Mythologien, die die Decken der Paläste schmücken sollten, die Allegorien und die geschichtlichen Ereignisse, die er an den Wänden darzustellen hatte, erst erdenken oder lernen. Und allen diesen Stoffen fehlt das Rührende, Erhebende, Erschütternde, was die religiösen Stoffe hatten. Es fehlten oder waren sehr selten die tragischen Accente, das Dämonische und Furchtbare. Die Kunst verlor an Umfang, Ernst und an bewegender Macht. Sie gewann alle die Eigenschaften, die das Hofleben am Menschen entwickelt, die Anmuth, Grazie, Würde, Vornehmheit.

Und während unter dem Priester die Kunst noch in der Hauptsache eine Blüthe lokaler Entwicklung gewesen war, wurde sie unter dem Fürsten, der sie nahm, wo er sie vorfand und sich, wenn er in Deutschland wohnte, ohne viel zu wählen, Franzosen, Italiener oder Holländer kommen ließ, international.

Vom Priester wie vom Fürsten war der Künstler abhängig. Er mußte ausführen, was ihm aufgetragen wurde. Das scheint ein Hemmiß; in der That sind jedoch viele der höchsten und in sich freisten Kunstwerke, die wir kennen, als Aufträge entstanden. Man thut gut, nicht zu vergessen, daß der Priester und der Fürst in künstlerischen Dingen erfahrene und in der Regel noch obendrein wohlberathene Kenner waren, die der Künstler durchaus nicht als Schwachköpfe und Nullen behandeln durfte.

Seine Stellung änderte sich unter dem Bürger. Er wurde ganz frei. Er konnte, wenn er nicht gerade einen Rathhausaal auszumalen oder als Bildniß-

maler einen Auftrag hatte, machen, was er wollte. Und er konnte, wenn die Zeiten schlecht waren, verkommen oder verhungern und hat von dieser Freiheit nach Herzenslust Gebrauch gemacht.

In dieser Freiheit hat nun aber der Genius die Möglichkeit gefunden, von jedem Zwang, von jeder Kontrolle, die der Priester oder der Fürst ausübten, befreit, sich zum ersten Mal aus tiefstem Herzensgrunde auszusprechen. Dürer in seinem Marienleben und seinen Passionen, Holbein in seinem Totentanz, Rembrandt in seinen Radirungen haben der Kunst das Gebiet des Ergreifenden und Erschütternden, des Stimmungsvollen und Innigen, des Ahnenden und Sehnsüchtigen, des Phantastischen und Wilden erst eigentlich erobert. Weder die priesterliche Kunst noch die höfische hatten Raum dafür. Für sie stand das Dekorative so hoch, daß alles Andere sich ihm einfügen mußte und unmöglich wurde, so weit es nicht darin aufging. In der bürgerlichen Kultur ging dieses dekorative Element der Kunst verloren.

Damit haben wir in großen Zügen die Besitzer von Kunstwerken vor der französischen Revolution überblickt.

Wer hat nun im neunzehnten Jahrhundert bis auf unsere Tage die Kunstwerke gekauft oder bestellt und welcher Art waren sie?

Nicht die Kirche. Sie hat ungeheuer viel gebaut, hat dem Maler und Bildhauer Aufträge gegeben, mehr als zuvor, aber sie hat damit noch keine Kunst besessen, weil die Kräfte, die für sie thätig waren, nicht im Stande waren, Kunst zu schaffen. Auch die Fürsten spielen keine oder eine geringe Rolle. Sie bedeuten nicht mehr als ein wohlhabender Bürger und oft nicht einmal so viel. In Kopenhagen, zum Beispiel, sind die großen Mäzene ein Brauer, der gewaltige Museen antiker und moderner Kunst zusammengebracht hat, ein Tabakhändler, ein Zahnarzt, nicht der König, nicht der Adel. Kunstpflegende Fürsten wie die Könige von Bayern und Preußen sind Ausnahmen. An die Stelle der Fürsten war als Besitzer von Kunstwerken ihr Erbe, der Staat getreten. Er kauft Bilder für seine Museen, bestellt Wandbilder, baut Verwaltungspaläste, errichtet Denkmäler.

Aber es herrscht in seiner Art, Kunst zu erwerben und zu besitzen, ein großer Unterschied gegen die fürstliche Zeit. Während der Fürst darauf aus war, die tüchtigsten Künstler an sich zu ziehen und überall Qualität zu suchen, weiß der Staat sie nur ausnahmeweise zu finden: denn er ist unpersönlich. Wir haben tausendmal erlebt, daß seine Kommissionen, die er einsetzt, Gelegenheiten verpassen, und kaum einmal unter tausend — und mehr zufällig —, daß sie sie benutzen. Die besten Bilder, die im neunzehnten Jahrhundert gemalt wurden, sind nur ganz vereinzelt einmal geraden Weges in den Besitz des Staates gelangt. Der Staat wird mit ungeheuren Mitteln künftig erwerben müssen, was er im neunzehnten Jahrhundert mit dem Fuß bei Seite gestossen hat. Ich spreche natürlich nur von der lebenden Kunst.

Zum Staat gehören eigentlich auch die Gesellschaften und Vereine, die dem öffentlichen Wesen dienen. Sie haben im Ganzen wenig für die Kunst geleistet, aber bei gutem Willen oft sehr viel geschadet, weil sie die Mittelmäßigkeit, die ihrer Bildung entsprach, gefördert haben. Die Gesinnung und das Bedürfnis des Bürgerthumes haben im neunzehnten Jahrhundert nicht ausgeglichen, was der Künstler am Priester und König verloren hatte. Nur ganz Vereinzelte hatten Bedürfnis nach Kunst. Eigentliche Aufgaben hat weder das Bürgerthum noch seine Vertreter, Stadt oder Saal, gestellt. Wo ein Museum bestand, hat es die Entstehung von Kunstwerken nicht veranlaßt, sondern nur gesammelt, was von selbst entstand, und bis in die letzten Jahre in erster Linie das Mittelmäßige.

So konnte der Künstler sich vollständig von allen Verbindungen mit dem realen Bedürfnis lösen. Er schuf nicht mehr für die Kirche, nicht mehr für den Fürstenpalast, nicht mehr fürs Bürgerhaus und Rathhaus, überhaupt nicht mehr für konkrete Zwecke, sondern nur noch für abstrakte: das Museum, die Ausstellung und den Kunsthändler. Diese Drei spielen in der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts die ausschlaggebende Rolle. Sie waren Kirche und Palast, Priester und Fürst für den Künstler. Schon bei den Holländern, im siebzehnten Jahrhundert, haben diese Zustände vorgespukt. Aber es lag eine wesentlich verschiedene Stimmung zu Grunde: das ganze Volk war von einer leidenschaftlichen Liebe zur Malerei erfüllt. Davon zeigte sich im neunzehnten Jahrhundert keine Spur.

Welch ein Abstand gegen die realen Zustände früherer Zeiten! Keiner, der ein Bild malte, mußte mehr, in welchen Raum es kommen würde. Er mußte es malen, daß es überall paßte. Das Museum des neunzehnten Jahrhunderts hat freilich keinen Künstler wesentlich beeinflusst oder gar erdrückt. Es spielte im Ganzen eine völlig passive Rolle, die jedoch nicht nothwendig in seiner Natur liegt.

Die Ausstellung dagegen hat sich zu einer Geißel des Künstlerthumes ausgebildet. Sie besitz das Kunstwerk nur kurze Zeit, sie gewährt ihm keinen bestimmten Raum. Aber sie verlangt vom Künstler mehr, als Priester und König jemals fordern durften. Für die kurzen Monate ihrer Dauer müssen die Besten sich ihr Leben lang ausmergeln und ihr demokratisches Prinzip verleiht einer solchen Ueberfülle von Auckünstlern und Scheinkünstlern einen Vorwand zur Existenz, daß man wünschen möchte, das ganze Ausstellungswesen könnte durch einen Volksbeschluß abgeschafft werden.

Der Kunsthändler aber ist, wie die Ausstellung, auf vielen Gebieten ein unumschränkter Herrscher, als jemals Priester und König gewesen waren. Man kennt die Kontrakte, die er in schweren Stunden des Kampfes selbst den Größten abrang. Im Guten und Bösen war er allmächtig. Wann ist es jemals

möglich gewesen, daß ein weitblickender, kühner Kunsthändler wie Durand-Ruel in Paris einfach Alles oder nahezu Alles erworben hätte, was eine ganze Schule von Künstlern in einem Zeitraum von dreißig Jahren geschaffen hat?

Für den künstlerischen Genius sind diese Zustände oft genug verhängnisvoll geworden. Er hat nie so einsam dagestanden wie in dieser Zeit, einsam und erhaben dem Unverstand der Masse gegenüber. Viele Charakterzüge des modernen Künstlers erklären sich daraus. Er konnte nicht dienen, weil es den Herrn nicht mehr gab, und nun philosophirte er, daß kein Künstler dienen dürfe, und das Ergebnis war das berühmte *l'art pour l'art*. Kunst geht Euch nichts an, riefen sie der Masse zu, Kunst ist nur für die Künstler. Das ist heute noch der eingestandene Standpunkt vieler der Besten. Andere haben dem Herrn gedient, der da war, und sie sind eines Sklaven Sklave geworden.

Und welchen ungeheuren materiellen Aufwand treiben wir, um diese Zustände zu erzeugen und zu erhalten! So viele Millionen, wie die staatlichen und städtischen Budgets des Deutschen Reiches alljährlich für falsche Erziehung und falschen Besitz enthalten, so viel vergebende Volkskraft. Im Privatleben geht es nicht anders; nur schwellen die Summen da ins Unwahrscheinliche an. Um sich eine Vorstellung davon zu machen, braucht man nur irgend ein Gebiet zu prüfen, zum Beispiel: das der Bildnißmalerei. Auch sie hat keinen Herrn, keinen Anschluß; sie wächst in unserer deutschen Kunst auf der Schattenseite. Wir haben keine deutsche Bildnißmalerei, nur einzelne, sehr wenige deutsche Bildnißmaler, die gezählt werden dürfen. Und nicht nur sind bei uns die künstlerisch wirklich Leistungsfähigen sehr dünn gesät. Es fehlt an Mittelgut und sogar an einem tüchtigen Handwerkerthum. Es giebt zahlreiche deutsche Städte von drei- bis fünfhunderttausend Einwohnern und darüber, in denen überhaupt nicht ein einziger Bildnißmaler von seiner Kunst leben kann; höchstens eine oder zwei Damen. Diese Thatfache, die sich mit Namen belegen läßt, hat etwas Entsetzliches. Seit vielen Jahrhunderten ist eine solche tiefe Barbarei in einem alten Kulturlande zum ersten Male zu beobachten. Wenn irgend ein Merkmal die Verkommenheit der künstlerischen Gesinnung, die Abwesenheit jedes ernststen Bedürfnisses zu bezeichnen geeignet ist, so ist es diese. Für unsere Kunst und für unsere Künstler haben wir es schmerzlich zu beklagen, daß Dem so ist. Denn wohl noch niemals wäre einem Künstlergeschlecht der feste Boden des Bildnisses so nöthig gewesen wie heute.

So trostlos es um die Pflege des künstlerischen Bildnisses in Deutschland bestellt ist, so ungeheuer hoch ist die Summe, die alljährlich vom deutschen Volk für das Bildniß ausgegeben wird: in der Photographie. Eine Statistik liegt nicht vor, aber es sind Hunderte von Millionen. Man kann nicht oft genug darauf hinweisen. Eine Stadt von drei- bis fünfhunderttausend Einwohnern pflegt rund hundert wohlhabende Photographen zu haben, deren jeder

ein Einkommen besitzt, wie es so sicher und so groß nur sehr wenigen, wirklich zählbaren deutschen Künstlern beschieden ist. Ich glaube nicht, daß es in Deutschland so viele Künstler giebt, die durch ihre Kunst in ausländischen Verhältnissen leben, wie es Photographen in einer beliebigen deutschen Großstadt gelingt. Nun giebt es aber Photographen in guten Verhältnissen bis in die Kleinstädte und Dörfer hinab. Und für jeden Photographen könnte es einen Künstler geben; denn was für Bildnißphotographie aufgewandt wird, gebührt eigentlich der Kunst. Die Millionen, die regelmäßig jedes Jahr in jeder deutschen Großstadt für die Photographie da sind, haben weder Athen noch Venedig, Nürnberg, Amsterdam zur Zeit ihrer höchsten Blüthe jährlich und regelmäßig für große Kunst aufgewandt. Man weise irgendwo eine Stadt nach, die es dauernd dazu gebracht hätte, hundert Künstler gleichzeitig in Wohlstand zu erhalten. Nun kommt aber hinzu, daß diese Hunderte von Millionen nicht nur umsonst verpufft werden, denn es wird durch sie absolut kein Werth erzeugt, sondern daß die so alle Begriffe übersteigenden Kapitalien, in jedem Jahrzehnt vielleicht ein paar Milliarden, lediglich zur Verderbung des Geschmacks dienen. Denn im Verhältniß zum Photographen erst offenbart sich der ganze Tiefstand des künstlerischen Empfindens in unserem Volk. Fragt man den Photographen, so wird er gestehen, daß er, was ihn anlangt, viel lieber geschmackvoll und künstlerisch arbeiten möchte. Aber das Publikum verträgt es nicht.

Dies photographische Bildniß ist heute der eigentliche Kunstbesitz unseres deutschen Volkes. Für diesen Besitz hat es Milliarden geopfert und wird es weitere Milliarden hergeben. Es ist in den meisten Häusern das Einzige, was an Kunst erinnert, und seine Macht reicht von der Stube des Hausknechtes im Keller bis zur Dachkammer des Dienstmädchens. Nun wird obendrein kein Kunstwerk so oft, so genau, so mit Hingebung und Liebe betrachtet wie diese elende Bildnißphotographie der Freundin, des Freundes, der Eltern und Geschwister und des eigenen Ichs. Und was diese Bildnisse enthalten, dringt in die Gesinnung ein. So lange wir diese Bildnißphotographie haben, können wir keine künstlerische Bildnißmalerei erwarten, weil die Gesinnung fehlt, die sie tragen soll. Die Photographie zerstört alle Aufrichtigkeit. Wer an ihre Schmeichelei gewöhnt ist, kann überhaupt die Wahrheit nicht mehr vertragen.

Das letzte Jahrzehnt hat einen Ansaß zur Besserung gebracht; aber wie viel bleibt noch zu thun! Daß wir in diese Zustände hineingeboren sind, ist unser Unglück, nicht unsere Schuld. Mitschuldig werden wir erst, wenn wir darin verharren.

Hamburg.

Professor Dr. Alfred Lichtwark.



Vom Teufel Vorkauer.

„ . . . denn Alles, was entsteht,
ist werth, daß es zu Grunde geht.“

(Mephisto.)

„Nun kenn' ich Deine würd'gen Pflichten!
Du kannst im Großen nichts vernichten
und fängst es nun im Kleinen an.“

(Faust.)

Neulich kaufte ich in dem kleinen Laden des benachbarten Baldkurorts Rippdorf ein paar Ansichtspostkarten, die mir in einem bedruckten Umschlag überreicht wurden. Auf diesem waren zu lesen: einige Dugend Bierzeiler, gereimte Postkartengrüße, zum Theil nedisch, zum Theil burshafos oder auch sentimental, kurz, eine reiche Auswahl. Sogar echte Schnadahüpferln befanden sich darunter, auf daß Liebhaber der Salontiroletti ihren Freunden in Leipzig, Zwickau oder Ehemüh steierische oder oberbayerische Jodlergrüße aus dem Erzgebirge senden konnten. Ich dachte: Himmlischer Vater, erbarme Dich!

Der Feind, der umhergeht wie ein brüllender Löwe und suchet, wen er verschlinge, ist ein verhältnißmäßig harmloser Gesell, denn sein Brüllen kündigt ihn aus der Ferne an und warnt. Die Gefahr, die als solche erkannt ist und wehrhafte Kräfte gegen sich mobil gemacht hat, ist schon halb überwunden. Die Verherungen des Alkohols, des Wuchers, der rücksichtslosen Ausbeutung durch den Kapitalismus u. s. w. hatten ohne Zweifel den Höhepunkt ihrer Bedrohlichkeit überschritten, sobald sie als Lebenszerstörer öffentlich gekennzeichnet und bekämpft wurden. In guter Waffeneinstimmung und wachsam kann man seinen Feinden getrost entgegentreten. Die unheimlichsten Gefahren lauern da, wo ein Verderber sich unter der Maske der Freundschaft einschleicht, wenn man nämlich der Maske traut und den gefälligen Verräther bereitwillig aufnimmt.

Auch der Herzenszerstörer und Gehirnlähmer Alkohol und der in materiellen Ruin stürzende Wucher pflegen im Mäntelchen freundschaftlicher Gefälligkeit vorzusprechen; aber diese Bösewichte werden eben bereits steckbrieflich verfolgt, so daß man doch im Allgemeinen auf der Hut ist. So ist es auch mit den giftigen Bazillen, die uns Epidemien bescheren. Dagegen treibt ein kleiner Teufel ganz ungestört sein Wesen unter uns; er hat ein überaus harmloses Gesicht, gefällig, gutmüthig, bedeutungslos. Er befindet sich, wie unzählige seiner Genossen, im Gefolge des Geldteufels und ist bei aller Unscheinbarkeit ein geriebener Halunke. Er nennt sich Müß-Ersparer und schmeichelt sich unter diesem anständig klingenden, Vertrauen erweckenden Namen überall ein; unter Brüdern heißt er: Vorkauer.

Alle Teufeleien würden uns ja nichts anhaben können, wenn nicht unsere Schwächen so gute Angriffspunkte lieferten. Vorkauer bedient sich einer der

elementarsten und verbreitetsten dieser Schwächen: der Bequemlichkeit. Die Generäle im Heere der Zerstörungsgeister suchen dem Gang des Menschen zu unbedingter Ruhe nicht immer entgegenzuwirken, sondern finden vielfach gerade ihre Rechnung darin, ihn kräftig zu unterstützen. In dieser „Branche“ arbeitet nun Vorkauer still und stetig. Seines wackeren Strebens Ziel ist: Erschlaffung, Verkümmern, Verdummung der Menge.

Vorkauer gehört zu den Kulturteufeln. Das heißt: er gedeiht am Besten dort, wo die sogenannte Kultur schon recht vorgeritten ist. Einfaches Bauernthum und unkultivierte Länder sind kein Boden für ihn. Er, der sich Mühe-Ersparer nennt, giebt sich fälschlich für einen Bruder der Sparsamkeit aus, die, wie die Ordnung, zu den segensreichen Himmelstöchtern gehört; aber die Mutter dieser Beiden ist die Weisheit, während die Mutter Vorkauers, wenn er überhaupt eine hat, nur Thorheit heißen kann. Er spart allerdings thatsächlich Mühe, allein wo er schon lange mit großem Erfolg thätig gewesen ist (wie in England), da begiebt es sich, daß man eine vertausendfache Mühe aufwenden muß, um das gährende Scheusal zu bekämpfen, das hinter ihm herschleicht: die Langeweile.

Also Vorkauers Thun besteht im Bequemmachen, im Mundrechtmachen. Wie die guten Heijelmännchen aus dem Märchen, nimmt er den Leuten die Mühe der Arbeit ab. Bei den Kindern fängt er an, ja, schon bei den Müttern der Kindlein, denen er Kunstmilch für die Säuglinge anpreist, um ihnen das unbequeme Stillen zu sparen. Dann läßt er Spiele und Spielzeug bis aufs Tüpfelchen ausgestalten, so daß die Kleinen ihren Denkapparat und ihre Einbildungskraft nicht im Mindesten anzustrengen brauchen. Je „kompletter“ Alles ist, desto mehr reizt es gedankenlose Eltern zum Kauf. Vorkauers unablässige Sorge ist es, daß die nützliche Gedankenlosigkeit zunimmt. In der Schule kann das Werk meist fortgesetzt werden. Das Wissen wird den Schülern gut vorgekauft und zu glatten, fertigen Lehrfäßen zusammengeknetet. Sie brauchen die dargereichten Bildungsportionen nur zu sich zu nehmen und zu behalten. (Manche erbrechen sie leider!) Die Arbeit des Verdauens ist überflüssig, denn die Nahrungstoffe sind, gleich manchen Präparaten moderner Hygiene, vorverdaut worden. Der Magen des Gedächtnisses wird tüchtig angefüllt, die Denk- und Urtheilskraft bleibt unentwickelt und verschrumpft in günstig verlaufenden Hüllen ganz. Nachher ist es meist ein Leichtes, auch dem Erwachsenen seinen Hausbedarf an Lebensweisheit und Moral vorgekauft und vorverdaut darzureichen, so daß nur zugelangt zu werden braucht. Das geschieht der Bequemlichkeit halber ohne Nachprüfung. Die dem Vorkauer ergebenen Staatsbürger merken gar nicht, daß sie nicht selbst denken, nicht selbst urtheilen, nicht selbst schaffen können. Das Schablonen- und Automatenwesen sagt ihnen zu und giebt ihnen obendrein das erhebende Gefühl: „wie wirt's dann zulept so herrlich weit gebracht.“ Ja, ist es nicht famos? Man drückt auf einen Knopf und

herauspringt ein Täfelchen Schokolade oder Kölnisches Wasser oder Cigarren, — oder was man sonst etwa brauchen könnte; man bewegt ein Hebelchen und kann eine mit quäkender Stimme gesungene berühmte Arie hören oder sonst etwas Beliebtcs; das mechanische Klavier trommelt Bravourstücke und es giebt auch bereits mechanische Instrumente, die den Schein erwecken, als musizire man selbst; man knipst und hat ein der Natur sprechend ähnliches Konterfei gefertigt; man liest die Leitartikel seiner Zeitung und hat eine fertige Meinung über Politik und Welthandel; man will den fernem Lieben einige Zeilen senden und enthält gratis zu den Ansichtskarten, was man etwa schreiben möchte, vorgebracht, noch dazu in poetischer Form. Besitzt man nur den nöthigen Heerden-sinn, so ist das Alles wirklich ganz wunderschön.

Vorkauerchen reibt sich die Hosen: die Sache ist gut in Gang. Dummheit und Gedankenlosigkeit bilden ja den Akerboden, auf dem alle Teufelei am Besten gedeiht, zumal wenn er reichlich mit Düngel gedüngt ist.

Bei diesem infernalcn Treiben ist das offizielle Feldgeschrei: Fortschritt!“ Aber die geheime Parole heißt: „Stillstand und Rückschritt“. Denn das ohne eigene Anstrengung zu Stande gebrachte Können ist elender Schein und das ohne gründliches eigenes Durcharbeiten erworbene Wissen ist toter Gedächtnisballast, unfähig, fortzuzcugen, und jeder ohne eigenes ernstes Bemühen er-gaunerte Erfolg ist Spiegelfechtereier der Hölle.

Ein Vertheidiger der Methode Vorkauers könnte behaupten, daß sie auch etliche nicht unerhebliche Tugenden züchte, als: Unterordnung, Bescheidenheit, Genügsamkeit. Wenn Das richtig wäre, so hätten wir die Tugenden von Knechten und Hörigen gewonnen. Was unter Vorkauers Leitung aber unauf-haltfam einschrumpfen muß, ist die Kraft der Persönlichkeit, die Kraft über-haupt: im Urtheilen, im Werthen, im Handeln, im Entschließen, im Lieben. Denn jede Kraft verkümmert, wenn sie nicht benutzt wird.

Wer darum des Menschen geistiges Wachsthum wirklich will, Der macht ihm nicht Alles bequem und leicht. Ich sage Euch: Hütet Euch nicht vor Denen, die Euch zu Anstrengungen nöthigen, sondern vor Denen, die Euch alle Steinchen aus dem Weg räumen!.“

Man braucht noch nicht einmal mehr zu sein als Sportsman, um schon zu wissen, daß es nur eine kraftzeugende Lust giebt: das Ueberwinden von Hindernissen, und nur einen Weg zu dieser Lust: Anstrengung.

Bärenfels im Erzgebirge.

Frieda Frein von Bülow.



Die Brüder.

Wir saßen in der Laube“, erzählte mein Freund, „Pauw, Bouter und ihre Mutter und ich. Wir hatten einander seit Jahren nicht gesehen. Ich kam eben von der Reise.

Pauw war ein großer, blonder Junge, intelligent und scharfsinnig, Bouter kleiner, runder, lustiger; er schien wohl um zehn Jahre jünger zu sein. Trotzdem waren sie höchstens um ein paar Jahre auseinander. Die Mutter, die noch hübsch und jugendlich war, als ich ins Ausland ging, erkannte ich kaum wieder; so hatte sie der Kummer angegriffen. Ein Kummer, an dem man zu Grunde gehen könnte. Erst war ihre jüngste Tochter gestorben, dann der Mann, dann noch eine Tochter, dann ein Sohn. Vier Todesfälle in acht Jahren; entsetzlich, nicht wahr? . . . Die Frau hörte ernsthaft auf unsere Gespräche. Das Lachen hatte sie verlernt. Manchmal sagte sie ein Wort, blickte freundlich von Pauw zu Bouter, von Bouter zu Pauw, immer mit dem selben ruhigen, wohlwollenden Interesse. Erinnerungen waren um sie und in ihr, an die graue, mordende Krankheit . . .

Gegen halb Zehn — ich sollte über Nacht bleiben — stand sie auf, um mein Zimmer in Ordnung zu bringen.

Wir blieben in der Laube. Auf dem Tisch brannte eine kleine Lampe, die einen behaglichen Schein verbreitete.

Pauw rauchte eine Cigarette, Bouter hing müde in seinem Stuhl. Das Gespräch schleppte sich träg fort. Um uns her sang das leise Klauschen der Blätter in dem dunklen Garten. Die matt erleuchteten Fenster des Hauses schimmerten durch die schwarzen Baumfilhouetten. Wir schwiegen. Das feurig rothe Pünktchen der Cigarette leuchtete durch den Tabakdqualm.

Da sah ich, wie Pauw sein bleiches Gesicht dichter über den Tisch neigte. Unruhig klang seine Stimme. „Du bist so still, Bouter.“

„Ich? Ich?“ Bouter fuhr mit einem Ruck empor; er stellte sich harmlos fröhlich.

„Ja, Du. Du warst schon vorher so, als Mutter noch da war; fehlt Dir Etwas?“

„Aber nein . . .“

„Warum sagst Du denn nichts?“

„Warum sagst Du nichts?“

Und Beide lachten laut auf. Es berührte mich unangenehm, sie in der Dunkelheit der Laube so lachen zu hören; ihre Gesichter waren kreideweiß.

„Mir scheint“, hub Pauw wieder an, „daß Du schon seit ein paar Tagen sehr zerstreut bist, abwesend, — wie soll ichs nennen? In Dich selbst gefehrt. Ich wollte es nicht sagen, während Mutter da war. Du leugnest es ja allerdings, aber . . . aber . . .“

„Ach, Du bist verrückt!“ Bouter lachte.

Beim Schein der Lampe öffnete er seine Cigarettasche, nahm ruhig eine Cigare heraus und schnitt die Spitze ab. Lustig beleuchtet das flammende Streichholz sein Gesicht, sein rundes, junges Gesicht.

Wir rauchten jetzt alle Drei. In breiten Schichten zog der Dampf in das

Blätterdach hinaus; wir schwiegen. Aus dem Hause hingen die Stimmen der in der Küche sitzenden Diensthoten.

Noch einmal beharrte Pauw: . . . Es ist doch nichts passiert? Geschäftlich etwas? . . .'

„Was fällt Dir eigentlich ein?“ fuhr Wouter auf; „wenn ich Dir doch sage, daß nichts los ist! Ich werde Dich doch nicht belägen.“

„Nun, nun“, meinte der Andere vorwurfsvoll: „was für große Worte! Warum bist Du denn gleich so gereizt? Ich frage doch nur aus Interesse. Ist Das denn ein Grund, um so aufzufahren?“

„Fahre ich denn auf?“ fragte Wouter erregt. „Ich könnte viel eher sagen, daß Du ausfährst; ich bin so ruhig und so gelassen wie Willem“ (Willem bin ich nämlich).

„Schön; dann irre ich eben“, sagte Pauw nachgiebig; „um so besser, um so besser.“

„Aber da Du nun doch einmal darüber sprichst“, begann Pauw wieder, „möchte ich Dir doch sagen, daß, wenn ich manchmal still und in Gedanken versunken bin, es aus ganz anderen Gründen ist, als Du vielleicht annimmst. Komisch, nicht wahr? Während er sich über mich Sorgen macht, mache ich mir welche über ihn.“

„Haha“, sagte Pauw mit hartem Lachen: „Das ist ja eine ganz patente Komödie; sehe ich denn so schlecht aus, daß Du Dich meinethwegen beunruhigst? Ich fühle mich so gesund wie ein Fisch im Wasser.“

„Du sahst heute Abend angegriffen aus. Du radelst viel zu lange.“

„Na ja, nun sieht mans mal so recht: ich habe heute überhaupt nicht geradelt.“

„Nicht geradelt? Aber Du thust doch sonst jeden Tag.“

„Keine Lust heute. Zu warm.“

„Ach so. All right. Ist Das nicht zum Lachachen, Willem? So sprechen wir sehr oft mit einander.“ Sie lachten und rauchten schweigend weiter.

Pauw lag in seinen Stuhl zurückgelehnt und blies Rauchringe in das Blätterdach der Laube. Wouter sah ruhig passend da. Langsam erlosch die kleine Lampe. Aufmerksam sahen wir danach, bis auch der letzte zaghafte Schein verklommen war. Eine angenehme Dunkelheit entstand ringsum. Da störte uns die Mutter: „Nicht zu lange draußen bleiben, Wouter . . . Du hast einen Katarach weg, ehe Du dran denkst.“

Und wieder strappirte mich Wouters Gereiztheit. „Unsinn, Mama! Son zartes Püppchen bin ich doch nicht! Ihr behandelt mich ja gerade, als ob . . . als ob . . .“

Das Gespräch stockte. Wir gingen hinein.

Pauw führte mich in mein Zimmer und blies noch eine Weile zögernd, mit dem Leuchter in der Hand, stehen. „Weißt Du; wohin wollte ich es nicht sagen, aber im Ernst: ich beunruhige mich Wouters wegen sehr; siehst Du denn nichts Auffallendes an ihm?“

„Ich? Nein; nichts.“

„Nichts? Es ist aber doch so; ich irre nicht . . .“

„Was meinst Du denn eigentlich?“

„Vaters Krankheit . . .“

„Aber wie kommst Du denn darauf? Er sieht ja brillant aus.“

„Ach, bester Freund, ich kenne die Symptome; wir haben Lehrgeld bezahlt. Bei Traus und Heine habe ichs langsam kommen sehen. Diese trügerische Gesundheit, den Appetit, das sieberhafte Trinken, die Reizbarkeit . . .“

„Unsinn . . . Du wirst . . .“

Wir schwiegen plötzlich. Wouter war hereingekommen.

„Was habt Ihr noch so viel zu reden?“ fragte er mißtrauisch.

„Ich sagte ihm nur Gute Nacht. Wie neugierig Du bist! Gute Nacht, Willem, schlaf gut!“

Jetzt blieb Wouter im Zimmer zurück. „Ihr spracht gewiß über mich, nicht wahr?“ fragte er unruhig.

„Ach Unsinn! Wie kommst Du darauf?“

„Ich hörte meinen Namen.“

„Keine Spur . . .“

„So . . . Ich dachte nur so . . . Brauchst Du noch was? . . . Denkst Du auch daran, Deine Stiefel herauszustellen? . . . Dann gute Nacht . . . Sag' mal: findest Du nicht, daß Pauw sehr mager geworden ist? Du hast ihn lange nicht gesehen . . .“

„Pauw? Der ist ja nie da gewesen . . .“

„Nun, ich finde aber, daß er in letzter Zeit sehr mager geworden ist; er macht mir Sorgen.“

„Dir auch?“

„Was meinst Du damit?“

„Na, Ihr seid wunderbar. Der Eine ängstigt sich um den Anderen.“

„Unsinn! Von mir ist nicht die Rede. Ich fühle mich famos. Aber er . . . Er ist nie stark gewesen. In den letzten Monaten fängt er an, Vater so ähulich zu sehen. Eine frappante Ähnlichkeit . . .“

„Geh Du nur ruhig schlafen . . .“

„Nein, wahrhaftig, Willem, es ist keine Einbildung. Ich habe mit dem Arzt darüber gesprochen, habe ihm Etwas zur Untersuchung mitgegeben. Du weißt schon . . . Schlecht ausgefallen?“ Er hatte sich an den Tisch gesetzt und starrte mit besorgtem Blick ins Kerzenlicht.

„Ich nahm die Sache leicht, um ihn heiter zu stimmen. Ihr seid zwei Thoren“, sagte ich lachend; „lauter Einbildung! Und der darf man nicht nachgeben. Einbildung ist die schlimmste Krankheit.“

„Wäre es nur Einbildung!“ sagte er bedrückt. „Aber man irrt nicht leicht, wenn man schon so viele liebe Menschen verloren hat . . . Und unsere arme Mutter, die nichts sieht!“

Er war fortgegangen. Ich blieb allein in meinem Zimmer, öffnete das Fenster und sah die schwarzen Ausrisse der Laube im Garten. Einbildung ist eine Qual, dachte ich; und mir ward das Seltsame dieser beiden Vermuthungen, dieser beiden Aengste klar.

Aber kurze Zeit darauf sah ich Beide dahinsiechen, Beide sterben, Beide die eigene Krankheit verleugnend, Einer um den Anderen verzweifelt besorgt . . . Und den ersten Abend in der Laube werde ich nicht leicht vergessen.“

Traurig schloß der Erzähler.

Amsterdam.

Hermann Heijermans.



Selbstanzeigen.

Laine: Reise in Italien. Band I, Rom und Neapel. Band II, Florenz und Venedig. Eugen Diederichs, Leipzig.

Laines „Reise in Italien“ ist im Jahre 1865 erschienen und seitdem in allen Ländern unserer Kultur zu einem vielgelesenen und allgemein beliebten, ja, zu dem Buch über Italien geworden. Meine Uebersetzung ist die erste, die in Deutschland unternommen wurde. Die Abschnitte, in denen Laine die damaligen gesellschaftlichen und politischen Zustände Italiens schildert, sind mit nur drei oder vier kleinen und unwesentlichen Auslassungen beibehalten, denn es entspricht im Tiefsten der Richtung seines Geistes, den Schmetterling nicht ohne die Puppe zu betrachten. Ueber den Stil des Buches ist zu sagen, daß er sich wesentlich von dem der „Philosophie der Kunst“ unterscheidet. Es sind Briefe. Diese lockere und flüchtigere Knüpfung der Sprache habe ich in der Uebersetzung wiederzugeben versucht. Möge ihr das selbe Schicksal wie der Uebersetzung des anderen Werkes beschieden sein.

Ernst Hartl.



Schulmeister Wackerath. Roman. Johannes Mäde in Berlin.

Beschlossen in die Mauern des Seminars, fremd der Welt, für die er wirken soll, bereitet Georg Wackerath sich auf seinen Beruf vor. Ein Lehrer will er sein, Erzieher seines Volkes. Er will die Jugend auf die lichten Höhen der Menschheit führen. So tritt er nun, voll seines Traumes, in die Welt; da zeigt sie sich ihm nackt und bloß in aller Widrigkeit. Das umschleiert ihm die Seele, daß er den Weg nicht finden mag, der ihn ans Ziel seines Leben führen soll. Aus dem Weltenstürmer wird ein Zweifler, ein Verzweifelter. Doch im Kampf ringt er sich durch. Er findet die Harmonie, die auch im Brausen des Sturmes erklingt. Nach Jahren, die er in der Fremde verlebte, tritt er von Neuem an sein Werk, um Sieger zu sein, ob auch das Leid gerade zu dieser Stunde an seiner Seele rüttelt, ob auch das Weib, dessen Liebe er zu spät erkannt, ihm verloren ist. In stillen Stuben, in die das Auge der Welt nicht blickt, auch nicht blicken mag, wird solcher Kampf gekämpft, solches Leid erlitten.

Wilhelm Kayse.



Emile Verhaeren: Ausgewählte Gedichte. In Nachdichtung von Stefan Zweig. Buchschmuck von Theo van Rysselberghe. Berlin, Schuster & Löffler. 300 numerirte Exemplare.

Verhaerens Werk hier in eine Essenz von einigen Zeilen zu pressen, geht nicht gut an. Also nur ein paar Gründe, die mich zu dieser Nachdichtung führten. Verhaeren scheint mir nicht nur, seit von Verlaines geistvollem Sokrateskopf der Kroneif der französischen Lyrik gesunken ist, der einzige Lyriker dort drüben, der sich schon heute sein Stück Weltliteratur umgepflügt hat, sondern auch ein würdiger Gast, den gerade wir besonders höflich empfangen sollten. Denn durch das fremde Idiom hindurch hat der Blame Verhaeren ein Leben lang um deutsche Denkweise — den edlen goethischen Pantheismus — gekämpft und sah in unterlegnetem „Barbarenum“ Unverständniß und Chauvinismus verzärtelter Par-

nassiens auf sich herabzrasseln. Noch heute gilt er in Frankreich als der „poète de demain“. Aber ich hoffe, wie man bei uns zuerst seinen Landesgenossen Maurice Maeterlinck und die ganze deutsche mystische Gewalt seiner Dichtung erkannte, so wird man auch Emile Verhaeren willkommen heißen, in dessen Versen das Fieber und die Exaltation des modernen Lebens bebt, wie in keinem Zweiten von heute. Freilich ist meine Nachdichtung nur Auswahl — und wenn Nachdichtung meist schon Verminderung ist, so giebt eine Auswahl sicherlich nur einen Umriß —, aber gerade dadurch, daß ich nur charakteristische Verse wählte, sie in natürlich ansteigender Stellung ordnete, auch metrisch jede Eigenart nachzuahmen suchte, so lange es sich mit künstlerischem Ausdruck vertrug, glaube ich, die Entwicklungslinie Verhaerens in volles und klares Licht gestellt zu haben.

Wien.

Stefan Zweig.



Der kleine Jacobssohn.

Vor ein paar Wochen nannte ich Herrn Siegfried Jacobssohn, den Redakteur der „Welt am Montag“, unseren begabtesten Theaterkritiker. Den begabtesten; nicht: den besten. Reifere Männer schreiben in Berlin übers Theater; Leute, die mehr gelernt, mehr erlebt haben und deshalb ruhiger urtheilen. Doch unter Allen kenne ich Keinen, der einen so starken Instinkt für das auf der Schaubühne Nöthige und Mögliche, eine so leidenschaftliche Liebe für die Theaterkunst mitbringt. Die meisten berliner Rezensenten lieben das Theater nicht. Manche überschätzen es, fordern von ihm Stunden wehevoller Ekstasikerfreuden und sind empört, wenn ihnen nurloses Spiel gezeigt wird. Andere haben solche Illusion eingesargt und rümpfen die Lippe, so oft ein noch nicht Enttäuschter schnödes Spektakelvergnügen erwähnt. Fast Alle ächzen, wenn Pflicht zur Abendfron ruft, und ihre Seele ist dann natürlich kein rein gestimmtes Instrument, dessen Saiten auch eine leise Hand zu schönem Ton rühren kann. Sie wollen vom Theater, nicht fürs Theater leben; sie verachten es, gehen nur hinein, wenn sie müssen, und empfinden die Zumuthung, zweimal, dreimal in einer Winterwoche neue Stücke spielen zu sehen, als eine kaum erträgliche Last. Warum sie trotzdem Theaterkritiker geworden sind? Weil man zum Leben Geld braucht; auch der Philosoph, Soziologe, Artist und Menschheitmagister. Und weil die Rezensirerei noch leidlich bezahlt

wird. Man bekommt sein Freibillet, sitzt seine drei Stunden ab, schreibt zwanzig, nach großen Abenden am nächsten Vormittag noch hundert Zeilen, ist ein umworbener, von jeder Tischdame ehrfürchtig begrüßter Herr und hat den größten Theil seiner Zeit für das Höhere, das Lebenswerk frei. Sarcey, den diese Stolzen gern, ohne ihn recht zu kennen, verhöhnen, ging achtunddreißig Jahre lang jeden Abend ins Theater, saß jeden Sonnabend von Sieben bis Drei am Schreibtisch, um seinen Lundi zu liefern; und schrieb ihn mit Lust, mit nie geminderter Freude am Nachgeschmack farbigen Spieles. Si je ne sais pas mon feuilleton, sagte er, c'est que je serai mort; et je crois bien que je ressusciterai pour l'écrire. Darin ähnelt ihm Herr Jacobsohn. Der ginge, glaube ich, auch am Liebsten jeden Abend in ein Theater oder Konzert und freut sich aufs Schreiben gewiß wie ein Kind auf den Nikolaustag. Das macht ihn noch nicht zum guten Kritiker. „Wer im Rampenreich richten will, muß die Biologie des Theaters im Kopf haben, genau wissen, was zwischen Leinwänden möglich ist und erstrebt werden kann, und darf in der Werkstatt des Regisseurs und des Spielers kein Bildfremdling sein. Seminarbildung, selbst gründliche Literaturkenntniß genügt nicht.“ Vor zwei Jahren schrieb ichs (als Herr Sudermann seinen Fabelbrei angerichtet hatte) und schloß mit den Sätzen: „Der Theaterkritiker muß die Geschichte der Welt dramatik und der Schauspielkunst durchforscht, die Technik der szenischen Künste erlernt und, weil ihm sonst die Vergleichsmöglichkeit fehlt, mit eigenen Augen gesehen haben, was auf den wichtigsten Bühnen Europas geleistet wird. In Berlin kenne ich Keinen, der diese Forderung erfüllt. Deshalb hat Keiner weiterwirkenden Einfluß. Deshalb stoßen wir auch in den Kritiken tüchtiger Schriftsteller so oft auf die unsinnigsten Irrthümer und Trugschlüsse und lesen über die Hauptarbeit, die nur dem geübten Blick sichtbare des Regisseurs, fast nie ein geschicktes Wort, lesen, daß die Regie meisterhaft, das Spiel aber schlecht war. Deshalb heulen die Theaterreiber, lächeln die Schauspieler spöttisch, selbst wenn sie gelobt werden; denn wen kann ein Lob freuen, das gestern der aufgeblasenen Unfähigkeit gespendet wurde?“ Was ich da forderte, konnte auch Herr Jacobsohn nicht erfüllen; natürlich nicht: er war noch nicht dreiundzwanzig Jahre alt und kannte nur, was auf berliner Schaugerüsten zu sehen war. Aber er hatte den sicheren Instinkt, den Sinn für das Wesentliche, redlichen Verneiner und die bis in den Fanatismus schwärmende Liebe. Daraus konnte Etwas werden. Im Haus Mauthners, der in ihm den sauberen Menschen und das selbständige Talent schätzte, lernte ich ihn im Winter 1902 kennen, las seitdem wohl so ziemlich Alles, was er schrieb, und kam, trotzdem mir Vieles mißfiel, zu der

Ueberzeugung: Hier erwächst uns endlich der ganz seiner Sache hingeebene, leidenschaftlich ins Metier verliebte Theaterkritiker, den wir brauchen, der berlinische Sarcey, nach dem ich so lange schon seufze.

Run ist er des Plagiates beschuldigt worden. Herr Gold, ein österreichischer Journalist, hat im Berliner Tageblatte den Beweis veröffentlicht, daß ungefähr zwanzig Zeilen, die er vor sieben Jahren drucken ließ, im September und November 1904 von dem jungen Herrn Jacobsohn fast wörtlich wiederholt worden sind. Unter erschwerenden Umständen. Was der Wiener über Fräulein Sandrock geschrieben hatte, schreibt der Berliner über Frau Duse und Herrn Wasserfmann; Worte, die eine von der Heldin des judermännischen Schauspiels „Heimath“ gewirkte Stimmung ausdrücken sollten, werden angewandt, um den Eindruck zu schildern, den der „Traumulus“ der Herren Holz und Serjshle gemacht hat. Andere Dramen, andere Mimen. Und die Konfrontirung der Sätze lehrt, daß hier nicht blinder Zufall gewaltet haben kann. Eine böse Geschichte. Jeder lächelt, wenn er die Behauptung liest, Herr Ury habe vor fünfzehn Jahren seinem Protektor Liebermann den Weg zur rechten Malkunst gewiesen — dem selben Liebermann, der damals schon ein paar seiner berühmtesten Bilder gemalt hatte und seitdem in jedem Jahre beweist, daß er Meisterliches vermag. Auch Männer von der Kraftfülle Lamprechts und dem Talent Muthers kommen über die Beschuldigung, abgeschrieben zu haben, leicht hinweg: sie weisen auf ihre Arbeitsleistung und schreiten weiter. Doch ein Anfänger, der noch nichts hinter sich hat, ein blutjunger Zeitungschreiber, auf den Mancher mit Reid blickt, Mancher auch mit berechtigtem Groll: da ist der Spruch rasch gefällt. Dieb, Strauchräuber, elender Wicht. Vier Wochen lang hört man schon in allen Tonarten. Die Wuth will sich gar nicht erschöpfen. Ein Geizter, als gebe es im Holzpapierreich kein erbärmllicheres Subjekt als den kleinen Jacobsohn. Hundertmal ward er totgesagt, von Bekannten und Unbekannten, und doch wird immer wieder auf ihn losgedroschen. Prügelt man Tote? Und ist es anständig, ein armes Menschenkind noch zu schimpfen, das, wenn es gefehlt hat, sicher schon hart genug bestraft worden ist?

Ich würde Herrn Jacobsohn, auch wenn er abgeschrieben hätte, nicht zum Tod verurtheilen. Er bliebe mir auch dann noch ein ungewöhnlich begabter Schreiber, bliebe der Achtung würdiger als Leute, die ihre Feder vermieten und in deren Meinungsmacherei man stets das Streben spürt, sich behaglich zu betten. Aber ich glaube nicht, daß er abgeschrieben hat. Ich habe die Anklage und die Rechtfertigung geprüft und glaube, daß er unschuldig ist. Er hat über Frau Duse und Herrn Wasserfmann schon früher geschrieben:

enthusiastisch, mit klarer Erkenntniß ihrer Wesenszüge. Warum soll er plötzlich nun, um sie noch einmal zu charakterisiren, den Ausdruck gestohlen haben? Er hats nicht gethan. Mit den Worten des Herrn Gold zeichnet er das Verhältniß, in dem die Heldin der „Heimath“ zu ihrem Vater, ihrem Kind, ihrer Kunst steht; zeichnet das mimische Spiel und den Ton der Frau Duse. Das ist der schlimmere Fall. Ueber den Traumulus des Herrn Bassermann schreibt er achtundvierzig Zeilen, die kein Meisterstück, aber gute, tief eindringende kritische Arbeit geben, und fügt dann acht Zeilen an, die dem Oesterreicher gehören und sagen sollen, daß gewisse Schauspielereleistungen nicht „in Worten aufzufangen“ sind. Dieses Abschöpfchen war überflüssig; wenn es fehlte, war der Werth des über Stück und Spiel gefällten Urtheils nicht gemindert. Eher gemehrt; denn nur kindliche Ueberschätzung der Schauspielerei kann wähnen, daß auf der Bühne Dargestellte lasse sich nicht in Worten wiedergeben. Einerlei; die Sätze stimmen fast wörtlich überein. Und der selbe Mensch, der über seinen Lieblingspieler eben noch so klug gesprochen, das Wesen, die Tragik einer ihm neuen Gestalt so richtig erkannt hat, soll sich nun hingesezt und Silbe vor Silbe den alten Artikel eines Durchschnittschreibers abgeraubt haben? Ohne auch nur den Versuch zu machen, die Spur zu verwischen? Ich glaube es nicht. Der Angeschuldigte sagt, sein Gedächtniß habe ihm den bösen Streich gespielt. Um berliner Theaterverhältnisse (deren Entwicklung er erst seit sechs, sieben Jahren bewußt miterlebt) einer früheren Zeit in verschiedener Spiegelung zu sehen, habe er einen Riesenhaufen alter Kritiken durchgelesen, die tranken Augen allzu sehr angestrengt und bald üble Folgen gespürt. „In meinem Gedächtniß, von dessen Stärke und Zuverlässigkeit fast Jeder Proben erhält, der eine Weile mit mir verkehrt, schlummerten Worte, Bilder, Sätze und ganze Satzfolgen fremder Autoren, die (gemeint sind die Sätze, nicht die Autoren) durch die geringste Assoziation geweckt wurden“. Das klingt Manchem unwahrscheinlich; mir nicht. Die ganze Gedächtnißkunst, sagt Erdmann, „ist eigentlich in der einen Regel enthalten: Interessire Dich! Und so weit mnemotechnische Anweisungen Erfolg haben, kommen alle darauf hinaus, daß, wogegen wir gleichgiltig sind, mit Solchem vertauscht oder verbunden werde, was uns mehr am Herzen liegt.“ Herrn Jacobsohn liegt nur Eins am Herzen: nur für das Theater interessirt er sich; und Alles, was damit zusammenhängt, haftet fest in seinem frischen, noch nicht abgenutzten Gedächtniß. Zehnmal habe ich gehört, wie er Mauthner, den er inbrünstig bewundert, aus dessen alten Kritiken, wenn das Gespräch ihren Gegenstand streifte, ganze Absätze wörtlich herjagte. Troßdem er 1881 geboren ist, weiß er zuverlässig, wer 1875 im

Hoftheater Wallensteins Kürassiere und Duncans Kämmerlinge gespielt hat. Nichts Anderes drängte sich in dieses Kindergedächtniß, dessen Umfang gar nicht einmal groß zu sein braucht. Die zur Entschuldigung angeführte Thatfache ist also erweislich wahr. Wie aber kommts, daß gerade Sätze des Herrn Gold, der (ich urtheile nach ein paar Zeitschriftenartikeln, die ich von ihm kenne) ein achtbarer Schreiber, doch durchaus keine starke Persönlichkeit ist, sich dem Gedächtniß des Jacobsöhnhens so eingepägt haben? Auf meine Frage erhielt ich die Antwort: „Ich kann den Grund selbst nur vermuthen. Als Herr Gold nach Berlin gekommen war, sahen wir einander recht häufig; ich besuchte ihn, als er im moabiter Krankenhaus lag, so oft es sein Zustand und meine Zeit erlaubten, und brachte ihm Bücher hinaus. Auch er kannte meine Gedächtnißkraft und sprach mir in Briefen selbst mehrmals sein Staunen darüber aus. Sein alter Artikel über die Duse war dann so ziemlich das Erste, was ich von ihm las; und natürlich war mirs ungemein interessant, die literarischen Fähigkeiten eines Menschen, mit dem ich lange verkehrt hatte, endlich kennen zu lernen. Vielleicht hat deshalb mein Gedächtniß diese Sätze mit so verhängnißvoller Treue bewahrt.“ Möglich. Zwei Literaten, die Beide beim lieben Bahr einen Kursus durchschmaruht und im Stil eine gewisse Schulverwandtschaft erworben haben. Der Jüngere liest endlich Etwas vom Aelteren. „So macht Derß!“ Liest noch einmal. Die Intimität ist zwar tot, doch das Interesse geblieben. Die Erinnerung vergleicht die Gestalt dem gedruckten Wort, den Schreiber dem Menschen; und kerbt sich die Sätze ein, die solchen Vergleich gestatten. Zwei Literaten, die sich selbst, zwei Konkurrenten, die einander belauern. . . Mir scheint es, bei diesem Gedächtniß, möglich.

Kann ein so zuverlässiges Gedächtniß aber vergessen, daß es fremdes Eigenthum aufbewahrt? Lange Satzgebilde zwar, doch nicht den Namen des Bildners festhalten? Das ist nicht leicht zu glauben. Der junge Herr, sagt Mancher, mag ein so starkes Interesse und ein so gutes Gedächtniß haben, daß er ganze Sätze, ohne sie auswendig zu lernen, behält; dann aber muß er auch wissen, woher er sie hat. Mühte, nicht: muß. Wo sichs um Funktionen feiner Hirnorgane handelt, soll man vorsichtig urtheilen; irgend eine Reizung kann die Ursache von Abnormitäten werden, die der Verstand der Verständigsten auf den ersten Blick nicht begreift. Und die Literaturgeschichte kennt allerlei praecedentia. Lessing hat als junger Mensch, wo er ihn gestapelt fand, fremden Besitz an sich gerissen; hemmte uns nicht Pietät, so mühten wir sagen, er habe wie ein Rabegestohlen. Ist ihm (nach dem Vorgang des Professors Paul Albrecht, des irren Mediziners und Philosophen) zuzutrauen, daß ers wissent-

lich that, mit bewußter Absicht plagirte und plünderte? Wahrscheinlicher dünkt mich, daß er sein glaubte, was Anderen gehörte. Neuere Beispiele. In der Tragoedie „Der Vater“ (von Strindberg, dessen Genie doch gewiß nicht an fremden Thüren zu betteln, zu spitzbübeln braucht) stehen Sätze, die Schylof gesprochen hat. Vielleicht ist's Absicht, sollte gezeigt werden, daß im Kampf der Geschlechter heute der Mann so gehet, getreten, zur Rachsucht gestachelt wird wie im Rassenkampf einst der venezianische Jude; vielleicht hat die selbe Affoziation auch die selben Worte im Gedächtniß gewekt. Im „Rosenmontag“ des Herrn Hartleben kommt, in einem Gespräch der Verliebten, ein Satz aus Kellers „Grünem Heinrich“ vor. Plagiat? Nicht anzunehmen. Selbst Herrn Gabriele d'Annunzio, dessen parfümirte Künstelei ich nicht liebe, traue ich nicht zu, daß er, wie ihm im *Mercur de France* neulich vorgeworfen ward, mit Wissen und Willen Maupassants Schatzkammer ausgeraubt hat. Zutrauen: Ich weiß kein passenderes Wort. Im Grunde ist's eine Vertrauensfrage. Wenn ich meine Uhr in der Tasche eines Menschen finde, den ich kenne, für redlich halte und der mich versichert, daß ein Irrthum ihn mein Eigenthum nehmen ließ, dann glaube ich ihm, mögen noch so viele Indizien gegen seine Versicherung zeugen. Herr Jacobsohn ist mir nicht befreundet, steht mir nicht einmal sehr nah und schätzt, wie ich glaube, meine Arbeit nicht sehr hoch; aber ich halte ihn (und nicht ich allein) für reinlich und würde, daß er ein Gauner ist, erst glauben, wenn mirs unzweideutig bewiesen wäre.

Er braucht nicht zu stehlen; denn er ist nicht arm. Ein noch nicht Vier- undzwanzigjähriger, der sich durch rüde Ungezogenheit verhaßt gemacht hat und dennoch von Mauthner als Nachfolger empfohlen, von großen Zeitschriften („*Neue Rundschau*“, „*Zeit*“, „*Zukunft*“) zu kritischer Mitarbeit aufgefordert, von dem klugen Verleger Albert Langen für die Lieferung eines Theaterbuches ausersehen wird, kann, mit all seinen Mängeln, nicht ohne ungewöhnliche Begabung sein. Kein Unparteiischer wird an Jacobsohns Schreibfähigkeit zweifeln; mir ist auch seine Urtheilskraft gewiß. Er hat mich nach Theatervorstellungen manchmal ein Stück Weges begleitet und über Drama und Auf- führung dann ein sicheres, klares Urtheil gezeigt. Das Selbe könnte Mauthner bezeugen, der den jungen Mann länger kennt. Wenn nun Einer zum Urtheil und zum Schreiben befähigt ist, hat er das Plagiiern nicht nöthig. Thut er's in einer schwachen Stunde, an einem Tage der Mattigkeit trotzdem, dann wird er wohl pfißig genug sein, sich nicht ertappen zu lassen. Täglich wird mehr abgeschrieben, als die Einfalt ahnt; doch die Spur beinahe stets sorgsam ver- wischt. Welcher Politiker oder Essayist fand, wenn er überhaupt beachtet wird,

nicht schon hundertmal seine Gedanken, Einfälle, Stilwendungen in Leitartikeln, Parlamentarierreden, Feuilletons wieder? Ganz selten nur könnte er den Diebstahl, die unlautere Entlehnung beweisen. Die Sätze werden ein Bißchen anders frisiert; und der Spruch könnte höchstens lauten: Non liquet. Oft habe ich während der letzten Jahre in den Schriften angesehener Kunstmediziner Gedanken gefunden, die Schweninger, der Bercehnte, seit Dezzennien ausspricht, oft in Rezensionen ganze Ideenkomplexe aus Mauthners „Kritik der Sprache“. Hätten die Beiden sich darob beklagt, so wäre die Antwort gewesen: „Größenwahn. Habt Ihr die Vernunft etwa gepachtet? Giebt's unter der Sonne denn Neues? Wir schätzen Eure Weisheit sehr gering und nur Zufall ist's, reiner Zufall, daß unser Denken Eures an einem Punkt streifte.“ Dagegen wäre nichts zu machen. Und Herr Jacobsohn, der schreiben kann und geschickt ist, sollte nicht im Stande sein, gestohlenen Gut sicher zu hehlen, ein paar Sätze, die er gerade braucht, so umzustülpen, daß Niemand ihm den Diebstahl nachzuweisen vermag? Er ist blutjung und deshalb von bewunderten Vorbildern abhängig. (Viel Stärkere waren's und hundert Philologen schwiegen bei der Arbeit, solche Abhängigkeit im Werk der Größten zu zeigen.) Er hat, wie die meisten Anfänger, Doctoren und Dichter, Komoedianten, Schreiber und Kanzelredner, Vieles ungeprüft übernommen; und die Herren Bahr, Brahm, Hart, Mauthner, Schlenker (und mancher Andere) könnten leicht wohl mit dem Finger auf die Stellen deuten, die ihnen nachgeschrieben sind. Aber ich habe nie bemerkt, daß er nach Urtheilen und Stilreizen herum schnüffelt, habe ihn sogar seinem Idealkritiker kühn widersprechen gehört. Und kann nicht glauben, daß er einen Aermern bestohlen hat, von dem er wissen mußte: Der liebt mich nicht mehr und paßt mir auf den Dienst.

Mancher Dramatiker, Theaterskärner und Mime hat Grund, ihm das Schlimmste zu wünschen; denn gar zu unsäuberlich ging er oft mit ihnen um. Doch er that's nicht, um auf ihre Kosten Wiße zu reißen, nicht aus persönlichem Reffentiment noch in der Absicht, als Blutrichter gefürchtet zu werden. That's, weil er jung ist und von jedem Vergleich zwischen Ideal und Wirklichkeit enttäuscht ward, so grimmig enttäuscht, daß er seine Wuth ausbrüllen mußte. Rechte Jugend, liebe Leute, ist immer ungerecht. Der Räuberdichter bespie die Weltordnung, weil sie nicht seinem Traum glich; ein kleiner Rezensent möchte den Spieler zerstampfen, der ihm nicht den Knaben Karl seiner Kinderphantasie giebt, den Stückemacher, der ihm die Bretter der moralischen Anstalt zu schänden scheint. Wollt Ihr solches Ungeßüm nicht, so laßt nur Reife schrei-

ben, die schon die Resignation zu fühler Gerechtigkeit erreicht haben; verzichtet dann aber auch auf den Genuß ungezügelter Kraft, blinden Willens zum Haß und zur Liebe. Als Sarcey alt war, schilderte er einmal, wies ihm in der Jugend erging; ihm und allen Kameraden. Man setzt sich an den Schreibtisch und will ruhig urtheilen, wie der Richter auf seinem Amtssiß, will kalten Blutes jedes Wort wägen. *Peu a peu la plume s'anime comm ed'elle-même, lesang circule plus vite et fouette la main et les expressions montent et s'accumulent, l'une traînant l'autre à sa suite et la seconde enclhérissant sur la première. On est emporté par la fougue de l'article comme par un cheval lancé au galop. Puis le lendemain arrive; on est de sens rassis; on se relit avec étonnement. Eh quoi! On a été si sévère, si tranchant; on a tout renversé, foulé aux piéds; on a passé les bornes de la justice en allant plus loin que sa pensée. Ist's gar so fürchterlich? Ich liebe Leidenschaft, auch wo sie irrt, ziehe sie allzu kluger Bedächtigkeit vor, die nach Günsten und Vortheilen schnappt. Und Alter schützt nicht vor Sünde. Selbst der gute, milde, Alles versiehende, Alles verzeihende Herrmann Bahr, der vor zwei Jahren gegen die Hohes zum Kampf rief und, als Meister des Stils, das Härteste sonst weislich verschweigt, selbst er hat den armen Herrn Sulda neulich einen „gierigen Zerber“ genannt, „der mit Meinungen haufst, wie Andere mit alten Kleidern“. Aerger hats unser kleiner Jacobsohn selten getrieben. Selten so arg. Denn er hat nicht, wie ich jetzt laß, „jeden Montag geschimpft“. Den feinsten Künstlern — den Herren von Hofmannethal, Hauptmann, Schnitzler — erwies er Reverenz; die stärksten Spieltalente — die Herren Matkowsky, Bassermann, Vollmer, Sauer, die Damen Lehmann, Eysoldt, Höflich, Bangel, Dumont und Durieux — hat er herausgefunden und hitzig bewundert. Auch erkannt und anerkannt, daß Berlin nie ein von so ernstem, gewissenhaftem Künstlergeist geleitetes Schauspielhaus hatte, wie es Herr Max Reinhardt geschaffen hat. Sein kleines, im Herbst bei Langen erschienenenes Buch „Das Theater der Reichshauptstadt“ bietet durchaus keine Sammlung von Schimpfreden. Lest es; Ihr werdet's nicht bereuen. Der Betrachter hat keinen sehr hohen Standpunkt gewählt; doch von seinem Hügelchen sieht er klar rückwärts und vorwärts, kündet, oft in kraftvollen, öfter freilich in krausen Sätzen, was er gesehen hat und zu sehen wünscht, und beweist auf jeder Seite eiferndes Verständniß für die Sache; auch den ersten Willen gerecht zu sein. Und wieder sage ich: Wer mit dreiundzwanzig Jahren dieses Büchlein schreiben konnte, braucht nicht zu stehlen.*

Laßt ihn weiterarbeiten. Setzt ihn nicht aus dem Hoffstübchen, dessen Wärme er sich mühsam erfront hat. Ein kränkliches Menschenkind, dem nicht allzu viele Freuden erblühen. Theater, Bücher, Musik; Bücher, Musik, Theater. Einer, der keine fette Redakteurpründe sucht, sich nicht beliebt machen, in die Gunst Mächtiger einschmeicheln will. Der auf alle Luxusgenüsse, auf manchen anregenden Umgang verzichtet, um selbständig zu bleiben. Das Vergnügen, ein Stück, eine Rolle noch einmal zu sehen, durch Darben erkaufte Seinen Lieblingen selbst, wenn das Gewissen dazu zwingt, derb die Meinung jagt. Und von der rage du métier ganz beseffen ist. Gröblich hat er, seit ich ihn kenne, selten geirrt; hätte nie, zum Beispiel, wie neulich sogar Mauthner, in der Stadt, die Matkowsky hat, den runzeligen Oberlehrer Sommerstorff für Hebbels Siegfried empfohlen. Das Beste hat er immer empfunden oder, mit richtigem Kinderinstinkt, gewittert. Und wo er irrte (Herrn Sudermann wie einen Tropf, Herrn von Wildenbruch wie einen Dilettanten, Herrn Brahm wie einen Schmierendirektor, Herrn Reicher wie eine brave Mittelmäßigkeit behandelte), sprach leidenschaftlich überzeugte Jugend aus ihm. Bescheiden fand ich ihn stets; ehrlieh unzufrieden mit seiner Leistung und höchst erstaunt, wenn ich (oder gar sein Mauthner) sie lobte. Ich wünsche ihm, daß er dieses Gefühl eigener Unzulänglichkeit nie verliere; auch jetzt nicht, wo er noch ungeredteres Urtheil erlebt, als er oft gesprochen hat, und er vielleicht wähnt, daß nur starkes Selbstbewußtsein ihn stützen kann. Ich weiß eine festere Stütze. Arbeiten Sie, kleiner Jacobsohn! Zeigen Sie, was Sie können. Ihre schöne Hitze sollen Sie nicht verlieren. Aber ich rathe Ihnen, jeden Satz, den Sie niedergeschrieben haben, unerbittlich zu prüfen, vor jedem sich ohne zärtliche Schonung zu fragen: Kann ich ihn morgen noch, noch in acht Tagen vertreten? Und ferner: Gehört er auch mir? Ist er mein Eigen, nicht erlesen? Ist die Empfindung nicht etwa, der Gedanke, sein Ausdruck nur Gedächtnißbildern entlehnt?

Ich kann die Unschuld Jacobsohns, den Alle jetzt schelten und Alle doch lassen, nicht erweisen. Nur sagen, daß seine Schuld mir nicht bewiesen, nicht einmal wahrscheinlich ist. Und daß ich, trotz allem Gezeter, nicht zögern werde, ihn hier sprechen zu lassen. Denn ich glaube an sein Talent, an den Ernst seines Willens und habe nicht das Herz, einen Vierundzwanzigen zu den Toten zu werfen, weil er auf einem Weg abgefaßt worden ist, den der kräftiger auschreitende Fuß des jungen Lessing nicht zu meiden vermochte.



Dampfpflüge

bauen wir in den bewährtesten
Constructions.

Strassenlocomotiven

und

Dampfstrassenwalzen

bauen wir gleichfalls als Spe-
zialitäten in allen practischen
Grössen und zu den mässigsten
Preisen.

John Fowler & Co.
in Magdeburg.

Nervenschwäche der Männer.

Ausführliche Prospekte
mit gerichtl. Urteil und ärztl. Gutachten
gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert.

Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

„Und Satyr lacht“ „Ohne Maulkorb“

2 Bändchen gereiner Satiren von
H. O. WEBER. Jedes M. 1.80. Für
Freunde köstlichen und geistreichen
Spottes, aber Leute v. vorurteilsloser
Denkart. Eine Mischung von Heine
und Busch. (Hamburg Preudenbl.)
Verlag Friedrich Rothbarth, Leipzig.

Verlag von Heinrich Minden, Dresden und Leipzig

Die schönsten Fische des Regiments.

Humoristischer Roman

von

Fritz von Zanthier.

Dritte Auflage. Preis broschirt M 3.—, in Originalbd. gebd. M 4.—

... Um so freudiger sei das vorliegende Werk begrüsst, das von
einem erwachsenen und lebensfrischen Humor durchsetzt und durchtränkt
ist. Das ganze Buch hat uns gefallen, es bietet eine Lektüre, bei der man sich von
Herzen amüsieren kann, und ein befreiendes Lachen ist wohl etwas wert.

(Hamb. Correspond.)

Nur ein

Grammophon

mit

Trompeten-Arm

reproduziert in bisher nicht erreich-
barer **Natürlichkeit Sprache,**
Musik, Gesang aller Cultur-Staaten.

Gratis und franco:

Illustrierte Kataloge

und internationale

Plattenverzeichnisse

Nur echt mit Schutz-Marke.



Gesetzlich
geschützt.

Grösstes Special-Geschäft für den
Einzel-Verkauf von:

GRAMMOPHON-Apparaten

GRAMMOPHON-Automaten

GRAMMOPHON-Platten und Bestandteilen



„Grammophon“ **H. Weiss & Co.,**

BERLIN W. 8, Friedrichstr. 189. V.

Filialen: **Hamburg,** Neuerwall 17, **Dresden-A.,** Wilsdrufferstr. 7.

Die deutsch-serbischen Handelsvertrags- Verhandlungen

sind soeben in Berlin zu Ende geführt worden und stellen Serbien für Deutschlands Handel und Industrie in den Vordergrund des Interesses. Zur rechten Zeit ist im Buchhandel ein Werk erschienen, das nicht nur

für jeden Militär und Politiker,

sondern auch

**für jeden exportierenden Grosskaufmann, jeden
Financier und Techniker**

einen unentbehrlichen Wegweiser bildet. Es hat zum Verfasser den jüngst verstorbenen Balkanforscher **Felix Kanitz**, den einer seiner Biographen den

Kolumbus der Balkanstaaten

genannt hat. Was Kanitz in den vierzig Jahren seiner Wanderungen, Fahrten und Ritte durch Serbien an Resultaten zur Altertums- und Völkerkunde, Geschichte und Volkswirtschaft in Serbien an diesem seinem Lebenswerk niedergelegt hat, ist in der Litteratur ohne gleichen.

Der erste Band des Monumentalwerkes, der bisher zur Ausgabe gelangte und ein in sich abgeschlossenes Ganzes bildet, umfasst 40 Bogen Lexikotformat mit ca. 250 Illustrationen, Karten und Plänen, vielfach nach Originalzeichnungen des Autors.

Die ersten Zeitungen des Kontinents brachten eingehende Würdigungen.

Kölnische Zeitung

. . . Von hohem Wert sind die zahlreichen, vollständig zuverlässigen Beobachtungen über wirtschaftliche Verhältnisse.

(Univ.-Prof. Cvijic, Belgrad).

**Allgemeine Zeitung,
München**

. . . Eine tatsächlich grossangelegte Monographie, die eine empfindliche Lücke ausfüllt.

(Dr. Hugo Grothe).

Wiener Fremdenblatt

. . . Ein gewissenhafter Beobachter, eine überreiche Fülle des besten Materials für das Studium des Balkans.

Preis in vornehmster Ausstattung: brosch. 23 M., in Orig.-Prachtband 25 M.

Verlag Bernh. Meyer, Leipzig.

Eisbärfelle sind nicht besser aber teurer als meine Haidschnuckenfelle „Marke Eisbar“, reinste Sa.onteppeiche, chem. gerein., vollst. gerucht., blendend weiss oder silbergrau 7,50 Mk. Vorleger 5 u. 6 M., bei 3 Stk. franco. Prospekt frei. **W. Heino**, Lössmühle 96 bei Schneverdingen (Länzb. Haide).

Billige Briefmarken. Preisliste gratis.

Rud. Keil, Gablonz a. N. Austria.



FUNKEN W. A. DER ZEITUNG
WOCHE WOCHE WOCHE

Funkenden Geist, sprühenden Witz, fesselnde Eigenart, erste und anmutige Schönheit enthalten die „Funken“, illustrierte Halbmonatsblätter, die durch freieste, aber künstlerische Behandlung aller Themen jeder einer feinen Lebenskunst zugänglichen Schichten erfreuen und erziehen. Monat 2 Hefte in vornehmer Ausstattung. Jedes Heft 50 Pf. Durch allen Buch- und Zeitungshändler und Postanstalten zu beziehen. Verlag Friedrich Rothardt, Leipzig. Schriftleiter **Arthur Reesler**, München. e e

+ Korpulenz +

Fettleibigkeit

beseitigt bei Damen und Herren am besten und natürlichsten unsere „Stankal“-Zehrkur. Wissenschaftlich begründet und preisgekrönt mit gold. Medaille, Ehrendiplom etc. Keine starken Hüften, kein stark. Leib mehr, dagegen glänzende Erscheinung, jugendliche, schlanke Körperformen. Gwarant. unschädlich. — Kein Heil- od. Gehirnmittel. Keine Aenderung der Lebensweise. Pck. M. 2,25. Nachnahme oder Postanweis. Allein echt zu beziehen von **Wallbrecht & Co., Hygien. Institut**

Berlin 100 Karlsbadstr. 21



Für alle, welche Sinn für echten
Humor haben, ist das

Wilhelm Busch-

***** Album *****

Humoristischer Hausjahy

enthaltend 13 der besten Schriften
des Humoristen mit 1500 Bildern
und das Porträt W. Busch's nach
Franz von Lenbach

das passendste Festgeschenk.

Preis in rot od. grün Calico Mf. 20.—

Verlag von fr. Bassermann in München.

Nicht darin enthalten sind die
letzten Schriften des Verfassers:

Zu guter Letzt. 5. Aufl., Mf. 5.—

Kritik des Herzens. 9. Aufl., kart.
Mf. 2.—

Eduards Traum. 4. Aufl., kart.
Mf. 2.—

Der Schmetterling. 3. Aufl., kart.
Mf. 2.—

und die Kinderbücher:

**Sechs Geschichten für Hefsen
u. Nichten.** Kolor. kart. Mf. 3 50

Gilderposten. Kolor. kart. Mf. 5.—

Der Fuchs. Die Drachen. Zwei
lustige Sagen. Kart. schwarz
Mf. 2.—, koloriert Mf. 2.50.

Die treffendsten Zitate Wilhelm Busch's
sind als

**„Wilhelm Busch-
* Postkarten“ ***

koloriert erschienen.

2 Serien à 20 Blatt pro Serie Mf. 2.—

Aktuell! Feuerbestattung! Aktuell!

Neu: A. Sewett, Die Kirche siegt!

Roman. Ein starker Band. Preis 3 Mk., gebunden 4 Mk.

Verlag Otto Janke, Berlin SW.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Beste Geschenke für Amateure!

Sorben erschienen:

Deutscher Camera-Almanach 1905.

Ein Jahrbuch für Amateurphotographen.

Herausgegeben von Fritz Loescher unter Mitwirkung von ersten bewährten Praktikern.
Ein stattlicher Band in Oktav von etwa 250 Seiten Umfang mit unterhaltendem und
lehrreichem Inhalt. Geschmückt mit etwa 140 **Abbildungen** hervorragender Aufnahmen,
von denen eine in Gravüre. Mit künstlerischem Deckenschmuck. In Büsten-Umschlag
M. 3.50, in Leinenband M. 4.—. Das Buch wird von jedem Amateur mit größter Freude
begrüßt werden, da es von Anfang bis Ende in Bild und Wort fesselt.

Photographisches Unterhaltungsbuch.

Praktische Anleitungen zu interessanten und leicht auszuführenden photographischen Arbeiten
von A. Parzer-Möhlbacher.

Mit 105 lehrreichen Abbildungen im Text und 16 Tafeln. Gebunden M. 3.60, in
Glanzleinenband M. 4.50. Das Buch bietet eine Fülle von Material zu den verschieden-
artigsten **Beitragungen** auf photographischem Gebiete — sowohl zu erster Arbeit wie
zu unterhaltenden Experimenten.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und gegen Einsendung der Beiträge direkt
vom Verlage Gustav Schmidt in Berlin W. 10, Königin Augustastr. 28.

Für den Weihnachtstisch

Sonnige Welten

* 2. Auflage *

Ostasiatische Reiseskizzen.

von Emil und Lenore Selenka.
Borneo, Java, Sumatra, Vorderindien,
Ceylon, Japan.

Mit zahlreichen Abbildungen, farbigen Vollbildern
und Porträts.

Einband-Motiv nach einem japan. Gebelien.

Preis gebunden 12 M. 60 Pf.

C. W. Kreidel's Verlag in Wiesbaden.

Nochen neu erschienen.



Soeben erschien, bis zum Tage der Drucklegung ergänzt, die neue, um 11 Bogen vermehrte

27. Auflage (1905)

von

Schaubeks Briefmarken-Album

in allen Preislagen bis zu M. 260. — pr. St.
mit Raum für sämtliche Postwertzeichen.
Allgem. Ausg. 5 Marken, Postwert, etc.
Reform-Ausg. nur für Marken allein.
Permanent-Ausg. mit Vordruck und
auswechselbaren Blättern.

Für jedes Postwertzeichen ein besond. Feld.

Unverleibt an zuverl. Textbearbeitung.
Alljährliche Nachträge.

Ferner Albums für militäre Sammler u. Aus-
länder mit den Preisangaben für jede einzelne
Marke, also

ALBUM u. Katalog zusammen,
Raum für 2770 bis 31000 Marken:
20 Mg. bis M. 6.—.

Ausführlich. Gratisprospekt über Album und
Sammler-Bedarfsartikel gratis zu verlangen.

Zu beziehen durch alle Buch-, Papier-
u. Briefmarken-Handlungen od. geg. Vorh.-
Einsendung d. Betrags **franko** innerhalb
Deutschland-Oesterreich von

C. F. Lücke, Leipzig,

Verlag des Schaubek-Albums.

Devise: Qui lra, rira.
Soeben gelangte zur Ausgabe das
5. Tausend von

Mixed
pickles.



von **A. O. Weber.**

Geheftet 2.—, gebunden 3 Mk.
Verlag v. Carl Freund, Berlin W. 15.

Gereimte
Satiren

Hochmoderne Vorlagen
sind meine echten

Haidschnuckenfelle.

Unübertroffene Qualitäten, herrlich schön
in **schnoeweiß**, auch silber- und wolfsgrau.

Nach eigener Methode
gegen Motten geschützt.

Allerbestes für kalte Füße.

Stück 4—6 Mk., ausgesuchte Exemplare 7 Mk.
Illustrierter Katalog frei, auch über Fesssüchke,
Schlitten- und Kinderwagendecken u. v. andere.

Friedr. Heuer, Kürschnermeister,
gegr. 1880 — Rethem a. Aller — 1880 gegr.

Versandh. für Haidchnuckenpelzdecken.
— Täglich Anerkennungeh. —



Lieber Freund!

Dieser mit Rensch Agol-Camera (Preis M. 40,-) gefertigte Aufnahme beweist Dir, dass für richtiger Wahl auch billige Apparate gutes leisten. Willst Du keinen Zungen zu Weichmachern mit einer Camera öffnen, so lass Dir vorher jedenfalls die Preisliste über Rensch-Objektive & Rensch-Cameras schicken von Emil Rensch & J. Rathenow.

Briefmarkenpreisliste

gratis. 30000 Preise. Viele Abbildungen. Ankauf v. Sammlungen u. einzeln. Marken.

Philipp Kosack, Berlin C. Burgstr. 8, am Königl. Schloss.

Unsere Cigarren

D. R. P. Nr. 95582.

sind die **einzigsten**, welche **ohne Chemikalien nicotinunschädlich** gemacht werden.

Äerztlich überall empfohlen!
Man verlange Preisliste.

C.W. Schliebs & Co. Breslau/K.

Wie gewinnt man

neue Lebensfreude? oder das **Sexual-Nerven-System des Menschen** und dessen Aufrichtung und Kräftigung durch ein erprobtes Verfahren. Broschüre von Dr. Pöche geg. 25 Pf. frei. **Gustav Engel,**

Berlin W. 150, Potsdamerstrasse 131.

Ananas - Rum Batavia - Arrac

Absolute Reinheit garantiert.

Unerreicht zu Grog, Punsch u. Tee.

2 Orig.-Bastflaschen Mk. 6,-

4 Liter-Postfass 10,-

versollt franko inkl. unter Nachnahme.

Tho. Nissen, Flensburg 14.

Garantie: Zurücknahme.

Zu Geschenken geeignete **hochelegante Neuheiten** in Juwelen, Gold- und Silberwaren, Tafelgeräten, Uhren etc. aus dem **Pforzheimer Gold- und Silberwarenfabriken** bezieht man zu äusserst billigen Preisen von

F. Todt, Pforzheim.

Spezialität: Juwelenarbeiten mit echten Steinen.
Versand direkt an Private gegen bar oder Nachnahme.



No. 542.
Stockgriff.
Silber ⁹⁰⁰/₁₀₀₀ oxydiert, 1/2 nat. Grösse
M. 9,25,
echten Eisenholzstock dazu M. 3,—
imitiert, Ebenholz
M. 1,—.



No. 3000.
Ring.
14kar. Gold mit echtem Opal und Brillanten
M. 250,—.



No. 4172.
Schlangearing.
14kar. Gold mit echten Brillanten
M. 47,—.



No. 490.
Ohringe.
14kar. Gold mit echt. Brillanten
M. 600,—.



No. 301. **Brosche.**
14kar. Gold m. 3 echt. Brillanten
M. 65,—.



No. 3612. **Hemdknopf.**
14kar. Gold mit echtem Brillant
von M. 50.— an.



No. 3236. **Ring.**
14kar. Gold, echter Rubin, Diamanten, und Perle M. 34,50.

Reich illustrierte Kataloge mit über 3000 Abbildungen gratis und franko. — Firma besitzt über 50 Jahre, auf allen beschickten Ausstellungen prämiert. — Alle Schmucksachen werden modern umgearbeitet, altes Gold, Silber und Edelsteine werden in Zahlung genommen.

✚ Magerkeit. ✚

Schöne volle Körperformen durch unser orientalisches Kraftpulver, preisgekrönt, goldene Medaillen, Paris 1900, Hamburg 1901, Berlin 1903, in 6-8 Wochen bis 30 Pfund Zunahme, garantiert unschädlich. Aerztlich empfohlen. Streng reell — kein Schwindel. Viele Dankschreiben. Preis Karton mit Gebrauchsanweisung 2 Mark, Postanweisung oder Nachnahme inklusive Porto.

Hygien. Institut
D. Franz Steiner & Co.
Berlin 379, Königgrätzer Str. 78.

J. L. REX GmbH



THEE
Souchong **2** Mk. 2,- 6-
Melange **3** Mk. 3,- 6-
Specialmarken
5 **2** 400 Familien-
" 3 00 Frühlücks-
" 4 00 Fife o'clock
THEE

HERREN

nehmen zur Kräftigung

Yumbehoa-Elixir

Vorhändig à Fl. 3 Mk. in der
MOHREN-APOTHEKE, REGENSBURG, 178
Depot in Berlin: Salomonis-Apotheke.

VERFASSER v. Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, sich zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, mit uns in Verbindung zu setzen.
15, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF.
Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

P. P. Liebe

Verfasser der „Seelen-Aristokraten“ etc. zeigt an, dass er **Charakter, Innenleben, die Psychologie der Persönlichkeit aus ihrer Handschrift** erforscht. Distinguierte eingeschränkte Praxis seit 1890. Kombinierte Original-Methode. Die grosszügigen, lebendigen Seelen-Analysen des Entdeckers der **Psychographologie** unterscheiden sich streng von alltäglichen Handschriftenbeurteilungen. Massgebende, ausführliche Anerkennungen aus den Kreisen der Intelligenz. Moderne Menschen, die mehr eine Sehnsucht nach Erkenntnis reizt als der Kitzel der Sensation mögen **brieflich** anfragen. Sie empfangen frei und unverbindlich; die **Bedingungen** für Charakterbeurteilungen und intensiv anregende Broschüre.

Adr.: P. P. Liebe, Schriftsteller, Augsburg

Siphonbier,

das beste und billigste Bier im Hause, schmeckt frisch wie vom Fass und hält sich **wochenlang**.

Aechte u. hiesige Biere
à Siphon 3, 5, 10 Liter Inhalt
von M. 0,90 an.

Specialität:

Münchener Löwenbräu

Fürstenberg-Bräu, Pilsner
(Tafelgetränk Sr. Majestät d. Kaisers)

à Siphon von M. 1,50 an.

C. G. Canitz

ver.igt. Schönebergerstr. 15.
Ringbahnbogen 51 — 62.

Telephon: 9, 7500.

Gewerbe-Akademie Berlin

mit akademischen Kursen zur Ausbildung von Ingenieuren für Maschinenbau, Elektrotechnik, Hochbau, Tiefbau.

Technikum Berlin

Fachschule z. Ausbildung v. Techniken.
Programme kostenlos.

Berlin W. Königgrätzerstr. 66.

Schlossbrauerei Schöneberg

Schöneberg b. Berlin W.

Telephon: Amt IX,
No. 5018 und 5424.

liefert ihre vorzüglichen Biere in Flaschen und Siphons für den Familiengebrauch

30 Fl. Schlossbräu (hell) . M. 3.—
30 Fl. Kronenbräu . . . M. 3.—
30 Fl. Schöneberger Cabinet M. 3.—

== Pfund pro Flasche 10 Pfg. ==

Die Biere sind stark eingebraut und ausserordentlich reich an Extraktivstoffen (Nährstoffen), welchen ein massiger Alkoholgehalt gegenübersteht.



Geschäftliche Mitteilungen.

Der im fernem Osten noch immer tobende Kampf um die Hegemonie der weissen oder gelben Rasse stellt an manche Industriezweige ganz bedeutende Ansprüche. Zwei bis an die Zähne bewaffnete Gegner, die sich alle Erfahrungen der modernen Kriegstechnik zu Nutze gemacht haben, kämpfen mit einer bewunderungswürdigen Ausdauer und lassen nichts unversucht, um in moralischer oder praktischer Beziehung eine Überlegenheit herbeizuführen. Seit Erlindung des rauchschwachen Pulvers sowie der weittragenden Feuerwaffen spielt u. A. das Fernglas im Kriege eine viel grössere Rolle wie früher, wo ein undurchdringlicher Pulverschleier die feindlichen Operationen verdeckte. — Die optische Ausrüstung für beide Gegner fiel im gegenwärtigen Kriege wohl zumeist der deutschen Industrie zu und hatte u. A. die Firma **EMIL BUSCH A/G. in Rathenow** ganz bedeutende Aufträge sowohl in **zivilisatorischen Ferngläsern** wie auch in den neueren **Prisma-Binoocles**, zu bewältigen. — Dass die anerkannt erstklassigen Fabrikate der Firma Busch sich im harten Kriegegebrauch bewährt haben, beweisen die neuerdings der Firma zugegangenen Nachbestellungen, zu deren schnelligsten Lieferung sich das Werk verpflichtet musste. —

Zur gefl. Beachtung.

Der heutigen Nummer ist ein Prospekt beigeheftet der **Schreibwaren- und Schreibmöbelfabrik**

F. Soennecken in Bonn a. Rh.

Außerdem liegt der heutigen Nummer, wie alljährlich, eine **Weihnachtsofferte** bei für **Echte Eau de Cologne** der Firma

Johann Maria Farina

Zur **Madonna in Köln a. Rh.** Die beiden Detail-Niederlagen, welche die genannte Firma am **Dom** zu Köln unterhält, sind sicher allen Besuchern Kölns in der Erinnerung. Jetzt ist wieder Gelegenheit geboten, das bisher unübertroffene Fabrikat zum **Fabrikpreis** direkt zu beziehen.

Gleichfalls liegt einem grossen Teil der Auflage noch ein Prospekt bei der Firma

Sinram & Wendt, Hannover

betz. die patentierten „Gnom“- und „Union“-Kleiderbügel.

Wir bitten den Prospekten freundl. Beachtung schenken zu wollen.

Brockhaus

Konversations-Lexikon

neue revidierte JUBILÄUMS-AUSGABE
1901—1904 ist soeben

geworden. Wir offerieren das vollständige, 17 Prachtbände umfassende Werk (auf Wunsch inklusive **Wandregal** in verschiedenen Holzarten) unter Bedingungen, welche eine nahezu kostenlos zu nennende Anschaffungsweise bedeuten. Wer noch kein Lexikon besitzt und unsere Bedingungen nicht kennt, verlange diese mit unten eingedrucktem Ausschnitt. Auf Wunsch bemustern wir das Werk

komplett

kostenlos

und ohne Kaufverpflichtung.

Bial & Freund

in BRESLAU II.

Akademische Buchhandlung :: :: :: Gegr.

den.

Bezug
ember
khaus

Gefälligst ausschneiden und im Kuvert einstecken

Als Drucksache mit 3-Pfg.-Marke!

Die Firma **Bial & Freund** in **Breslau II** ersuche ich, E
nehmend auf das Inserat in „Die Zukunft“ vom 10. Deze
1904, um Bekanntgabe ihrer Bezugsbedingungen für Brock
Konversations-Lexikon.

Adresse:

Ort, Datum:

Name, Stand:

Das Problem ist gelöst !

ENGELHARDT'S

Chasalla- Normalstiefel

D. R. P.

ANGEM.



NORMAL

**Ist ein fertiger
Stiefel nach Maass
und bewahrt die
natürliche Fussform.**



VERDORBEN

Kein lästiges Anprobieren mehr.

Nur einmaliges Messen Ihres Fusses mit
Engelhardt's ges. gesch. **Präcisions-Mess-
Apparat** und Einsendung des **Maasscoupons**,
welcher jedem Chasalla-Normalstiefel beigelegt
wird, **genügt** um stets den
genau passenden Stiefel zu erhalten.
Uebertrifft jede Hand-Maassarbeit.

NIEDERLAGE für Berlin W.

Schuhwarenhaus „Kaiserkrone“

Friedrichstrasse 192/193

an der Leipzigerstrasse

ist der eingetragene Wortschutz des **Bürgerl. Bräuhauses in Pilsen**, worauf zu achten bitten. Versand in Geböden, Pilsener u. Zünder-Spöden durch die Repräsentanten in Berlin SW., Breslau, Stettin und Hannover.



Mohamed Cigaretten

Die Perle des Orients

Carton à 10 Stück

Nr. 10	100 Pf.	Nr. 10	100 Pf.
Nr. 20	200 Pf.	Nr. 20	200 Pf.
Nr. 30	300 Pf.	Nr. 30	300 Pf.
Nr. 40	400 Pf.	Nr. 40	400 Pf.
Nr. 50	500 Pf.	Nr. 50	500 Pf.
Nr. 60	600 Pf.	Nr. 60	600 Pf.
Nr. 70	700 Pf.	Nr. 70	700 Pf.
Nr. 80	800 Pf.	Nr. 80	800 Pf.
Nr. 90	900 Pf.	Nr. 90	900 Pf.
Nr. 100	1000 Pf.	Nr. 100	1000 Pf.

erhältlich in den Cigarrengeschäften
 nur acht mit Firma auf jeder Cigarette.
Oriental-Tabak u. Cigaretten-Fabrik
Yenidze, Inhaber Hugo Zietz, Dresden.

Über siebenhundert Arbeiter.

IBACH 1714 gegründet

Hof-Pianoforte-Fabrik
 Potsdamer Strasse 22 **BERLIN**
 Flügel und Pianinos in
 allen Holz- u. Styl-Arten.
 Event. Ertausch älterer Instrumente
 bei Neukauf.
 Vorzügliche Stimmungen,
 St. Louis 1904 „Grand Prix“.

Beteiligung Dr. phil. oder sonst
 geistreich gebildeter
 Herr, der an hohen
 Gewinn versprechen-
 den, dramatischen Werken die letzte Feile
 anlegt, als Kompagnon gesucht, Etwas Kapital
 erwünscht. Offerten unter **L. W. 6278** an
Rudolf Mosse, Leipzig.

Kurt Schaefer

BERLIN W. o. Kronenstr. 49 I.

Cotillon- und Carneval-Artikel.
 Sylvester - Scherz - Artikel.

Specialität: Wiener Herren-Moden nach Mass.
 Damen-Costume und Paletots **H. Geduldig.**

Fernsprecher Amt 62, No. 12162.

Berlin W., Potsdamer-Strasse 101/102.

Alfred R. Wallace

Des Menschen Stellung im Weltall.

Dritte Auflage. Preis hocheleg. br. 5 Mk., geb. 10 Mk.

Eine allgemein verständliche, dabei hochwissenschaftliche Zusammenfassung
 der Resultate über die Endlichkeit des Weltalls und die einzigartige Stellung
 der Erde in ihm.

Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin NW. 52.

Mädler's Patent-Koffer

Moritz Mädler, Leipzig-Kindenau. Preislisten gratis.

Verkaufslöcale: **Leipzig** Berlin **Hamburg**
 Petersstr. 6. Leipzigerstr. 101/102. Neuenwall 5A.